

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 62 (1997)
Heft: 2

Artikel: Womit werden wir uns kleiden?
Autor: Strübin, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Womit werden wir uns kleiden?

Von alten und neuen Grundstoffen

Von *Eduard Strübin*

Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Zwar mahnt die Schrift (Matth. 6, 31), uns mit diesen Fragen nicht überflüssige Sorgen zu machen, aber die echte Sorge um Nahrung und Kleidung begleitet den Menschen auf seinem Weg durch die Zeiten.

In unserer Skizze soll am Beispiel der Kleidung ein Zug hervorgehoben wer-

den, der dem ins Auge gefassten Zeitraum, ungefähr 1800 bis 1945, das Gepräge gegeben hat: die Abkehr von der bäuerlichen Selbstversorgung als Folge der industriellen Produktion und des Welthandels. Damit ist eine Grundform der materiellen Kultur zugunsten neuer Formen, ja einer neuen Daseinsform aufgegeben worden.

Selbstversorgung: Hanf – Flachs – Wolle

Jahrhundertlang ermöglichten die Gespinstpflanzen Hanf und Flachs, dazu die Wolle eigener Schafe, dem Landvolk auf dem Gebiete von Kleidung und Bettwerk die Selbstversorgung. Bezeichnungen wie «im hanff garten» (Oltingen) und «hanfbünten» (Oberdorf) bezeugen den Anbau dieser Pflanze im späten Mittelalter¹. Sonst weiss man allerdings aus früheren Zeiten wenig. Erst für das 19. Jahrhundert können wir uns auf reiche schriftliche Quellen stützen², dazu auf eine Reihe längst verstorbener Gewährspersonen³.

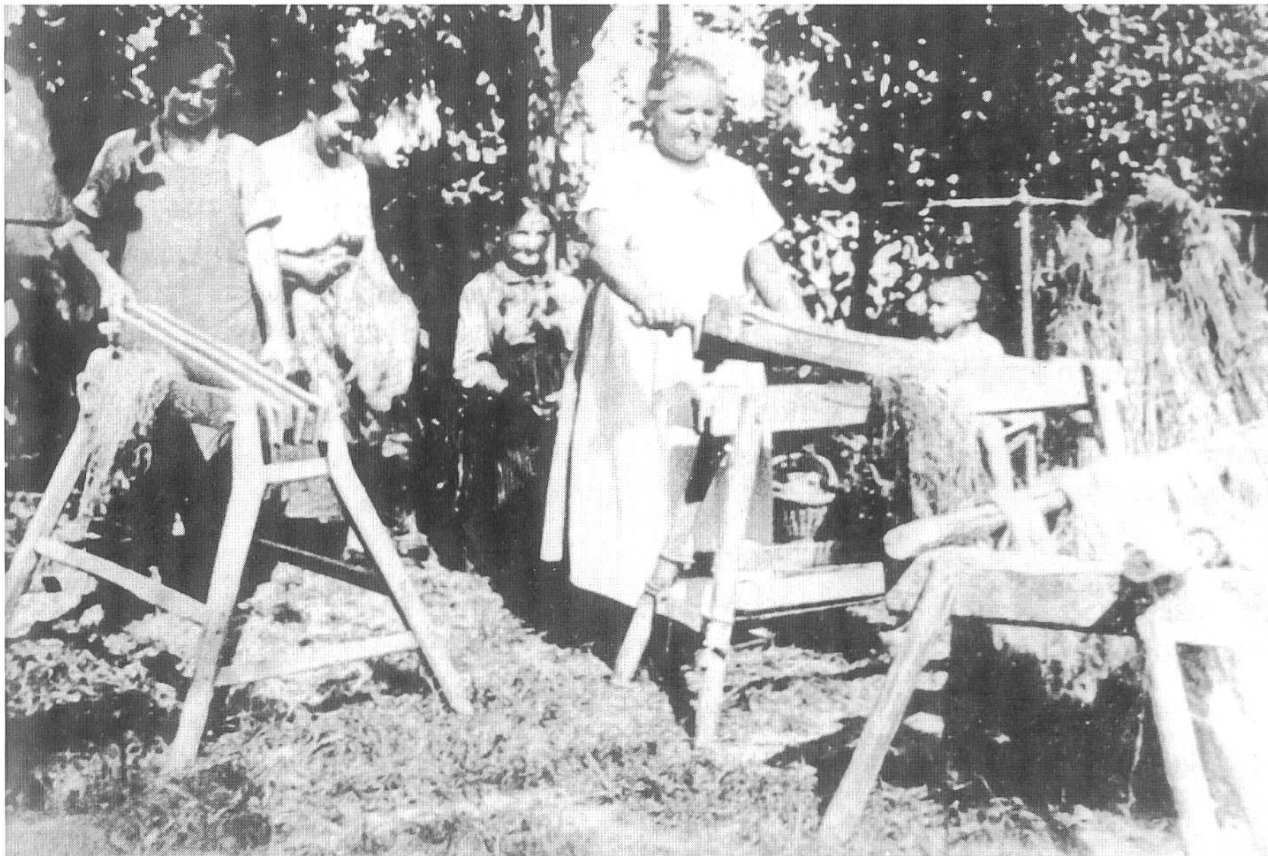
1857 hält Johannes Kettiger fest, Flachs und Hanf würden im Baselland «nicht allgemein, aber doch viel gepflanzt». Mit dieser Einschränkung ist bereits eine Wende angedeutet, ebenso – neben manchen anderen – mit dieser: «Jede Familie hatte früher ihren Hanf- und Flachsplätz» (Pratteln 2).

Der Anbau der Gespinstpflanzen ist samt

den Arbeitsvorgängen und ihrer ganzen Terminologie in Vergessenheit geraten; so ist eine Schilderung an dieser Stelle zu verantworten.

Der einjährige zweihäusige Hanf wurde (nach Leuthardt) bis zu zwei Meter hoch; die männliche Pflanze hiess *Fimmel*, die weibliche *Mäschel* (nicht wie erwartet umgekehrt)⁴. Der Flachs oder Lein, etwa ein Meter hoch, ergab das feinere Gespinst; seine Verarbeitung ähnelt der des Hanfs.

Anbau und Verarbeitung war vielfach Sache der Frauen, gross der Zeit- und Arbeitsaufwand. Zum Pflanzen von Hanf, Flachs sowie Gemüse benützten sie die *Büünte*, «reichlich gedüngtes Pflanzland in der Nähe der Wohnungen»⁵. «*D Mutter het im zyttige Frielig gsäät, wie ne groosse Rüebblätz*» (Zunzgen 2). Man sagte, am Auffahrtstag müsse der Hanf so hoch sein, dass man eine *Ankeballe* darin verbergen könnte (Leuthardt). Nach etwa



Prattler Frauen beim Flachsbrechen. (Historische Dokumenten-Sammlung Pratteln; Repro aus: Alt-Pratteln im Bild, Pratteln 1987).

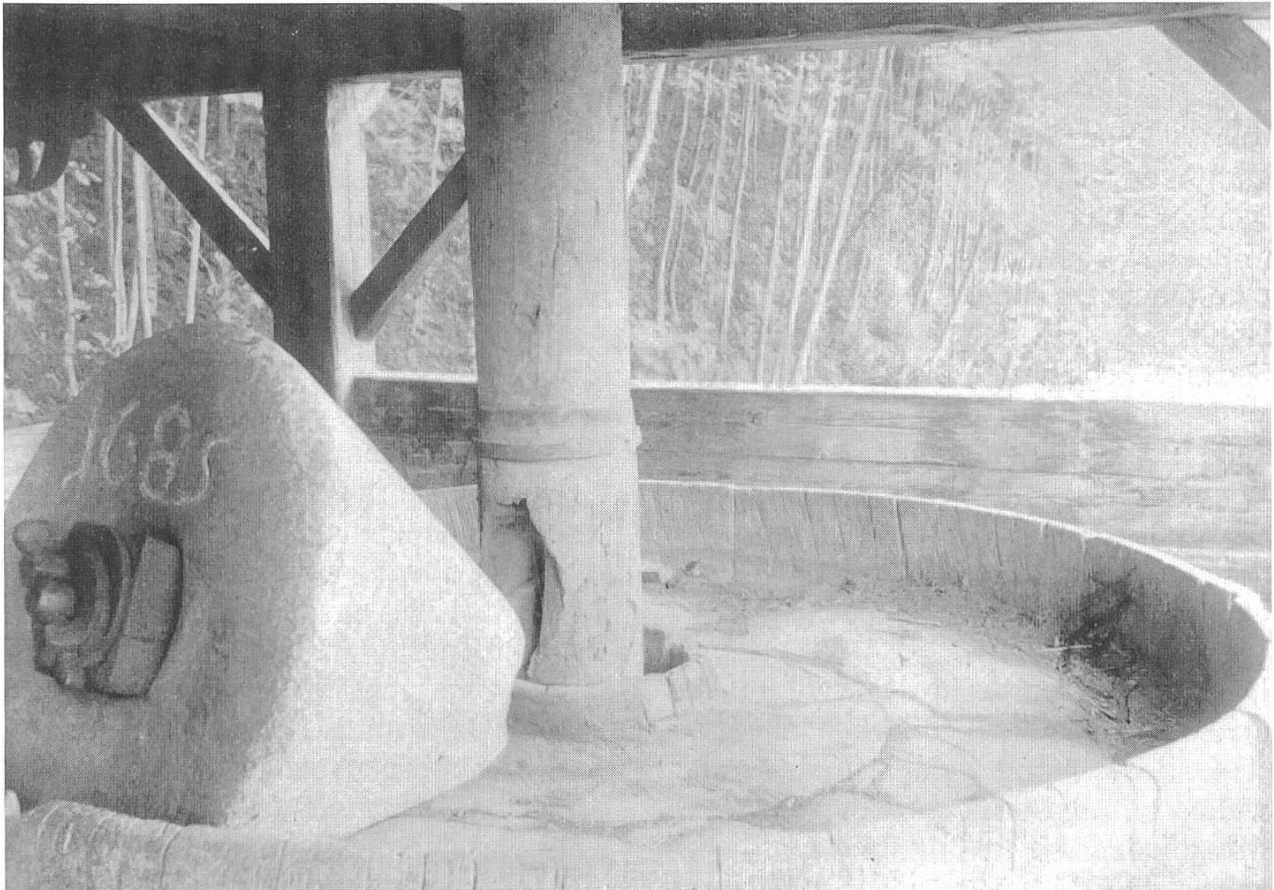
hundert Tagen konnte das *Wäärch*⁶ eingebracht werden; seine Bearbeitung bis zur Ablieferung des Garns an den Weber erstreckte sich fast über das ganze Jahr⁷.

Dabei spielte nicht nur das *Wäärch*, sondern auch das zu gewinnende Öl eine Rolle: «Zu Hause streifte der Vater mit einem Holzkamme die Samenkapseln von den Stengeln weg, zerdrückte sie mit der Hand und zog sie durch ein Sieb.»

Die zum Spinnen bestimmten Stengel musste man drei bis vier Wochen lang *roosse*⁸. Dies geschah auf zwei Arten: Sie konnten auf dem Feld oder auf der Herbstwiese ausgebreitet und Tau, Regen und Luft ausgesetzt werden, so dass sich die Bastfasern leicht lösten. Oder aber: Der frisch gezogene Hanf wurde *zum*

Muurbe (Zunzgen 2) in Wasserlöcher eingelegt, die sog. *Roosse* oder *Roossene*, und mit Steinen beschwert (Leuthardt). Der alte Liestaler Flurname «Rosen» ist sicher so zu erklären.

Nun folgte das Reiten (*Räite*): Von den grossen starken Stengeln wurden die Fasern *vo Hand* abgezogen⁹. Zu dieser Gemeinschaftsarbeit der jungen Mädchen fanden sich einst auch die jungen *Chnaabe* ein. Die schwächeren Stengel hat man gebrochen, *gerätscht*. Sie mussten zuerst in einem privaten oder kommunalen *Rätschhüüsli* über Feuer getrocknet werden (Pratteln 2). Diese *Rätsch-* oder *Brächhüüsli* waren oft eher primitive Verschläge. «Unser *Hüüsli* war ohne Dach, vorne offen, auf drei Seiten aus Brettern errichtet. In einer Grube



Die Werchreibe bei der Obermühle in Villmergen AG. (Repro aus: SAVk 23, 1920).

machten wir darin Feuer, darüber rösteten wir auf einem Gestell den Flachs» (Oltingen). Andernorts verwendete man statt der Bretter Steine (Hemmiken). *Gerätscht* wurde mit einer *Rätschi* oder *Brächi*¹⁰: Ineinandergreifende Holzleisten zerbrachen die Stengel, bis nur noch die Fasern übrig blieben.

Für den nächsten Gang der Bearbeitung des Wäärchs lässt sich ein langer Weg mindestens andeuten. In der frühesten Zeit wurden Hanf oder Flachs offenbar mit einem Blüwel (Schlegel, kurze Keule, Stössel) geschlagen oder gestampft¹¹. Diese Handarbeit ersetzte man später durch eine einfache, am Wasser laufende Vorrichtung, ein Stampf- oder Pochwerk; die Gespinststengel wurden unter sich hebende und rasch senkende Pochhölzer

gelegt und so weichgequetscht. Eine solche Stampfe hiess *plul*¹², später *Blüwi* oder ähnlich und wird in den Quellen manchmal mit einer Mahlmühle zusammen erwähnt. Schon für das Jahr 1278 ist in Buus eine «*blüla*» bezeugt, für 1372 in Oltingen die «*muli*» und die «*plul*» und in Niederdorf 1446 eine Mühle und eine «*Bluwe*»¹³.

Um 1600 kam neben der *Blüwi* oder *Stampfi* eine andere «Maschine» auf und verdrängte jene: die *Rybi* (Reibe)¹⁴. Um 1760 vermerkt J. J. Spreng für unsere Gegend: «*Blauene*, auch *Blowene* nannten die Alten eine Stampfmühle; heute bezeichnet es ein plauderhaftes Weib [...]»¹⁵. Für ungefähr 1680 hat Paul Suter im heutigen Bezirk Sissach sechs *Rybenen* festgestellt¹⁶. Die mit Wasserkraft

angetriebenen Reiben werden oft zusammen mit Mahlmühlen oder anderen auf Wasser angewiesenen Gewerben aufgeführt, z. B. für Buus: «1 Getreidemühle, 2 Ölmühlen, 2 Sägen, 1 Hanfreibe» (HK 1863). Sicher waren sie manchmal unmittelbar kombiniert, so um 1812 in Oberdiegten: «eine Säge mit Öle und Hanfreibe» (HK 1863). In einem Kaufvertrag betreffend die Liestaler Gestadeckmühle von 1701 sind aufgezählt: neben der Getreidemühle «mit dreyen *Mahlhauffen* vnnnd einer *Rennlen* [...] Behaußung, Nebenhauß, Schewren [Scheuer], Sagen, *Reubin*, Wein- vnnnd Oehltrotten an dem Ergolzbach»¹⁷.

Das *Wäärch* wurde in der *Rybi* auf das kreisrunde, aus Stein oder Eichenholz bestehende *Rybibett* gelegt, und darüber wälzte sich der schwere, konische *Rybi-stäi* stundenlang rundum und um die eigene Achse¹⁸. Bevor man zur nächsten *Rybi* ging oder fuhr, flocht das *Wybervolch* die Faserbündel zu dicken *Zupfe*. Eine gemeinsame Fahrt von Pratteln auf die Reibe nach Buus oder Dornach SO «ersetzte den Landleuten einen heute üblichen Ausflug» (Pratteln 2). Kein Wunder, dass eine solche *Rybi* auch ein Treffpunkt für junge Leute war. Aufgabe der Frauen war, die *Wäärchzupfe* auf dem *Rybibett* zu verteilen und sie von Zeit zu Zeit zu wenden, «zum *Lindmache*» (Mairsprach). So erhielt man die von den Stengeln abgelösten guten Fasern; der Rückstand hiess *d Aagle* (Oltingen). In verfeinertem Zustand kam das *Wäärch* nach Hause zurück.

Die nun folgende heikle Arbeit des Hechelns überliess man lieber Leuten vom Fach. Die Hechler zogen öfters von Dorf zu Dorf und arbeiteten in den Scheunen auf der Stör. Im Birseck waren es meist Schwarzbuben (Leuthardt), nach Oltin-

gen kam einer aus Kienberg SO, ein anderer von Wölflinswil AG, also aus der ärmeren Nachbarschaft. Büschelweise zogen sie die Fasern durch die langen, spitzen Stahlzähne des Hechels. «Die langen in der Hand bleibenden Fasern hiessen *Ryschte*, der ausgehechelte Abfall *Zeckli* oder *Wickli*» (Leuthardt für Arlesheim), in Pratteln *Zöckli* oder auch *Chuuder*¹⁹.

Nun endlich kam das Spinnen an die Reihe; das war im Winter eine der Hauptbeschäftigungen des weiblichen Geschlechts, aber auch schon grösserer Kinder. Ein 1796 in Zeglingen geborenes Bauernmädchen erzählt: «Als ich zwölf Jahre alt war, musste ich nicht mehr in die Schule. Dann musste ich im Winter spinnen, von morgens sechs Uhr bis nach zehn Uhr.»²⁰ Pratteln um 1860: «Aus den Reisten spann die Mutter auf dem Spinnrad das feinere Garn. Die Schwester verarbeitete auf dem sog. *Böckli* die groben *Zöckli* zu weniger glattem Faden, aus dem der Weber den Zwilch wob. Eine Nebenarbeit für Kinder war es, die Spulen abzuhaspeln und auf Strangen zu bringen.» «Meine Mutter in Zunzgen hatte zuerst ein *Bäärner Raad* mit grossem Rad, später brachte ihr der Vater ein nettes *Wälderreedli*²¹ heim, auf dem ich auch noch gesponnen habe» (G *1871). Der treffliche Georg Sütterlin hat aus seiner Jugend in Schönenbuch einen hübschen Zug überliefert: «An Weihnachten musste jede Spinnerin wenigstens neun Strangen Garn haben, wozu es [pro Strange] zwei Spulen voll brauchte. Die nicht so viel gesponnen hatte, galt für eine faule Spinnerin, und man behauptete, die Mäuse zerfrassen einer solchen die Reiste» (S. 333). Er hat auch die *Kelt*- oder Spinnabende nicht vergessen, die zeigen, wie die jungen Mädchen nicht immer allein arbeiteten, sondern mit

Der Unterzeichnete empfiehlt seine neue, auf's vorzüglichste eingerichtete

Hanf-, Flachs- und Abwerg-Spinnerei

den Herren Landwirthen zum Feilen und Spinnen im Lohn. Durch langjährige Erfahrung bin ich in den Stand gesetzt, vorzügliche und billige Arbeit zuzusichern. Auch besorge ich das Bauchen und Verweben der Garne.

Zusendungen von Spinnstoff sind durch unten angegebenen Agenten oder direkt nach **Station Venzburg** (Kt. Aargau) zuzusenden.

J. Ant. Willy.

Ablage bei Hrn. **A. Schweizer**, Lehrer, in **Sitterten**.
Agenten werden gesucht.

[H 3627 Z]

Die Leinen-Spinn- & Weberei

Schleitheim — Stühlingen

verarbeitet **Hanf, Flachs** und **Abwerg** billigst im Lohne
zu **Garn, Hausfaden** und **Tücher**.

Berechnung nach Gewicht. **Lieferung franko** innert 6 Wochen.

Besorgung durch die **Agenten**:

G. Imhof-Settelen, Gartenstr. Nr. 64, **Basel**; **A. Kenz**, Handl., **Lherwil**;
A. Stöcklin, Seiler, in **Aesch**; **Simon Auoni**, **Röschenz**; **A. Adam** z. „**Rößli**“
Allschwil; **A. Dill**, Weber, **Pratteln**; **Adolf Altenbach**, **Nodersdorf**.

Für weitere **Agenturen** sind **Anmeldungen** erwünscht.

Inserate aus der «Basellandschaftlichen Zeitung» Nr. 33, 3. November 1884.

ihren Rädchen in einer Stube zusammenkamen. Natürlich waren dann die jungen Burschen nicht mehr weit.

Wir haben für Baselland keine sehr alten Belege, dass das Gesponnene auch zu Hause gewoben worden wäre; dazu hatte man die Leineweber. In Liestal arbeiteten 1644 nicht weniger als 14 Meister; 1730 verlangte die städtische Regierung eine dreijährige Lehrzeit²². In den 1820er Jahren hatte Pratteln sieben Leineweber (Pratteln 1). «Man liess das Garn in der Gemeinde weben» (Pratteln 2); in Rothenfluh übten damals mehrere Personen diesen Beruf aus (HK 1863). Der *Lynewäüber* wob aus dem feinen *Ryschte*-Garn die Leinwand für das Weisszeug

(Leib- und Bettwäsche), aus dem gröberen und manchmal *chnöpfigen* (knotigen) *Zöckli*-Garn dagegen den Zwilch für die Arbeitskleider, *Doopehändsche* (derbe Fausthandschuhe), *Choorn-* und *Määlseck*, *Äschedüecher*²³. Noch um 1880 trug man das Gesponnene von Zunzgen nach Tenniken «zum *Lynewäüber* Plattner-Sepp im Ryndel». «Mein Urgrossvater, geb. 1856, habe in Zeglingen auf einem Leinwebstuhl gewoben; die Grossmutter musste ihm in Sissach *Bouele* holen gehn – er wob Halblein. Einige Betttücher sind noch 1995 in Gebrauch» (Gw *1943). «Meine Grossmutter spann und liess im Liestaler Zuchthaus weben» (Gelterkinden Gw *1871).

Nur erwähnt sei, dass nicht aller Hanf zum Weber gelangte; bereits der Rohhanf kam auch in die Hände eines anderen kunstfertigen Berufsmannes, des Seilers²⁴. Offenbar übernahm er oft schon das Hecheln und spann dann die Schnur (das Garn). Es folgten das Abhaspeln und das Zwirnen, und schliesslich kam das eigentliche Seilen. Er flocht den Bauern die unentbehrlichen *Säiler*: Heu- und Garbenseile, die Leitseile und die Halsstricke, *Hälsig*. «Wir haben den Hanf selbst gesponnen und ihn nach Gelterkinden dem Seiler-Aadem gebracht (eigentlich Adam Gerster, 1852–1936)». Man sah ihn, gemessenen Schrittes rückwärts schreitend, auf der Allmend seine Seile drehen (HK 1966).

Nun aber zurück zum Tuch! Die vom Weber abgelieferte rohe Leinwand von gräulicher Farbe wurde nun wochenlang der Naturbleiche unterworfen, d. h. unter täglicher Benetzung in den abgemähten Grasgärten ausgebreitet und den Sonnenstrahlen ausgesetzt (Leuthardt). «*Miir häi sälber bläikt*; auf der Matte beim Haus machten wir ganz niedrige Gestelle. Am Morgen breiteten die *Mäitli* die Leinwand aus, am Abend mussten sie diese *ynenee*» (Oltingen). 1734 begann in Gelterkinden ein Bleicher sein Gewerbe; die Bleiche muss aber schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingegangen sein. Geblieben ist bis heute der Flurname *Bläichi* (HK 1966).

Das letzte Wort hatte der Färber. Handwerkliche Färbereien gab es zu Anfang des 18. und weit ins 19. Jahrhundert sicher in Liestal, Sissach und Gelterkinden²⁵. Grüner Zwilch und Halblein für Männer- und Frauenkleider waren beliebt, daneben die blauen *Blähemml* oder *Burgunderhemml* für das *Manne*-, blaue Röcke für das *Wybervolch*. Alte Gelter-

kinderinnen (*1883 und 1884) erzählten uns noch von der oberen und der unteren *Faarb* (Färberei). Aus dem ganzen Oberbaselbiet und der aargauischen und solothurnischen Nachbarschaft brachten die Landleute ihre Stoffe zum Färben und Bedrucken. Die Farben befanden sich in grossen Gruben, in welche die Tücher oder auch Kleider getaucht wurden. Blauholz war ein wichtiger Farbstoff. Zum Trocknen diente eine grosse Trommel; auch am Dachhimmel wurden über Rollen Tücher zum Trocknen aufgehängt. Die blauen Leinenstoffe für Frauen und Mädchen bedruckte der Färber von Hand mit Modeln (weisse Streumuster!).

Über den Gespinstpflanzen darf der andere Hauptlieferant des Grundstoffs für die Bekleidung nicht vergessen werden, das Schaf. Vor dem Rückgang der Dreifelderwirtschaft und der Aufhebung der Allmenden war dieses ein wichtiges Haustier gewesen, das Fleisch lieferte, die Brachfelder düngte und vor allem «durch die Wolle einen für die Landleute besonders wichtigen Kleidungsstoff lieferte» (Muttentz HK 1863) – gemeint ist Halblein, gemischt aus Lein und Wolle. «In meiner Jugend standen fast in jedem Stall Schafe. Der Dorfschäfer, oft ein Fremder, sammelte sie jeden Morgen, hütete sie und schor sie auch. Er ging bei den Besitzern *i der Cheeri* essen. Die Mutter wusch die Wolle» (Gw *1861). In den 1860er Jahren stellte man in Anwil zur Zeit der Schafschur (Herbst und Frühling) einen Zuber ins Schulhaus und gewann auf diese Weise die nötige Menge Urin, um die fettige Wolle zu waschen²⁶.

Die Wolle selbst zu spinnen war nicht überall üblich, noch weniger das Wollenweben. Man wob eben Seidenbänder, vor

allem für die *Baasler Heere*, was grösseren Verdienst brachte.

Die weitgehende Selbstversorgung trug zur Hebung des Selbstgefühls besonders des weiblichen Geschlechts nicht wenig

Das Zauberwort Baumwolle

«Die Hausfrau setzte ihren grössten Stolz in den mit Leinenzeug gefüllten Schrank» (Sissach um 1840). Zum Stolz kam das beruhigende Gefühl der Dauer. Das Alter der Kleider «zählte einst nach Jahrzehnten» (Sissach). Sie dauerten «nicht nur «einen Vesper und Feierabend» wie jetzt, sondern jahrelang, ja vererbten sich von Vater auf Sohn und manchmal noch auf den Grosssohn» (Sütterlin). Und eben dieses Gefühl der Dauer ist im 19. Jahrhundert, im Gefolge der Industrialisierung und des Welthandels, ins Wanken geraten. Der Zug der Zeit mit ihren materiellen und geistigen Umbrüchen lässt sich auf dem Gebiet des Sichkleidens und der Kleidung mit den Händen greifen.

Das Stichwort heisst **Baumwolle**. Für Pratteln wird behauptet: «Vor den 1820er Jahren wusste man von Baumwolle noch nichts» (Pratteln 1). Dramatisch vereinfachend schildert der gescheite Joh. Rippas²⁷ ihr Eindringen: Nach dem Sturz Napoleons «änderte alles ganz plötzlich [...]. Mülhauser Baumwollstoffe überschwemmten unseren Kanton». Damit ist in wenig Worten ein Ereignis von epochaler Bedeutung angedeutet: die oben genannte Umwälzung durch das Maschinen- und Fabrikwesen²⁸. England mit seinen Baumwollspinn- und -webmaschinen war bahnbrechend gewesen. Der Export des billigen Massenprodukts zwang die festländischen, auch die ost-

bei. Eine möglichst grosse Bleiche beim Haus «machte unwillkürlich den Eindruck der Wohlhabenheit. Darum wetteiferten die Hausfrauen, die grösste Bleiche zu haben» (Sütterlin).

schweizerischen Unternehmer der Baumwollmanufaktur mit ihrem Verlagssystem zur schnellen Umstellung. Diese ging nicht ohne schwere soziale Erschütterungen vor sich; Symbol ist der Brand einer der ersten Baumwollwebereien (Uster 1832), den verzweifelte Handwerker gelegt hatten.

Die Baumwollspinnerei und -weberei spielte im Baselbiet keine grosse Rolle, eine um so grössere, wie schon betont, die Seidenbandweberei, die nach dem Verlagssystem als Heimindustrie betrieben wurde – ähnlich wie etwa die Baumwollmanufaktur im Zürcher Oberland. Diese industrielle Frühform hatte hier wie dort den Typus des Lohnarbeiters hervorgebracht. Diese wanderten – eine weitere Parallelität – später zum Teil in die seit dem Ende der zwanziger Jahre errichteten Seidenbandfabriken ab.

Da, nach Rippas, die Posamenter «bei reichlichem Lohn» damals voll beschäftigt waren, «wurde das mühsame Hanf-, Flachs- und Reispflanzen beiseite gesetzt, und die Leute kleideten sich schnell in Baumwollstoffe». Das heisst: Der Industriearbeiter mit seinem Arbeitslohn musste oder wollte auf diesen Zweig der Selbstversorgung zugunsten eines billigen fremden Handelsprodukts verzichten.

Der Wechsel war vielfach nicht so ab-

rupt, wie unsere Ausführungen ihn erscheinen lassen; manche Heimposamenten verzichteten zunächst bloss auf einzelne Arbeitsgänge. «Wir pflanzten noch *Wäärch*, aber wir liessen es in Nunningen SO spinnen, wo sehr viel gesponnen wurde [...]; gewoben wurde für uns *im Riggebäärg bi Seebe*, Seewen SO» (Ziefen). «Weil das Posamenten immer mehr Arbeit brachte, schickten wir das *Wäärch* in die Spinnerei Burgdorf» (Zunzgen 2).

Die Bauern hielten sich zurück, auch weil sie weniger *Gäld uff der Hand* hatten – die Bauern rechnen mit Franken, die Posamenten mit *Fränkli* (HK Lupsingen). «Meine Mutter, Bauerntochter von Buus, hat ihre Aussteuer noch selbst gesponnen» (Hemmiken Gm *1887). Solches gilt namentlich auch für die einstigen Bauerndörfer (ohne Posamenterei!) im unteren Kantonsteil. Da rühmte man: «Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei ist Bauertracht» (MuttENZ HK 1863, ähnlich Allschwil). «Bauersleute hätten es für standesunwürdig gehalten, baumwollene Leib- und Bettwäsche ans Seil zu hängen» (Pratteln 2).

Aber auch da liess sich die Entwicklung nicht aufhalten. Im bäuerlichen Benken spannen nach 1900 noch einzelne alte Frauen (O 1906), «zur Ausnahme etwa einmal noch eine Tochter»; da aber seit vielen Jahren kein Hanf mehr gepflanzt wird, müssen die *Ryschte* in der Stadt bei Riggenbach <Zum Arm> gekauft werden, der sie aus dem Elsass bezieht. Immerhin: «Fast alle Familien haben noch ausschliesslich leinenes Weisszeug, nur einzelne aus andern Gegenden hierher sich verheiratende Frauen bringen Baumwollenes mit.» Tatsächlich war das Spinnen eine Art Zeitvertreib alter Frauen geworden. «Ich (*1871) kannte in Zunzgen

zwei solche; die eine war meine Mutter. Sie sass am Rad, bis sie neunzig war, und wir kauften für sie *d Ryschte* in Basel beim Preiswerk» (Zunzgen 1). Bezeichnend ist die Äusserung aus Liestal: «Die Grossmutter spann den Winter durch; ich hatte keine Freude am Selbstgesponnenen, es war mir zu *ruuch*» (Gw *1864).

Dann war die Zeit vorbei. Die letzten zwei Äcker (25 Aren) wurden in Allschwil 1911 gesät, der Ertrag wurde zu Leintüchern verarbeitet²⁹. Nach einem schwachen Aufflackern während des Ersten Weltkriegs war in den zwanziger Jahren «das Aussterben dieser alten Kulturart besiegelt» (Paul Suter). «*s Fäisswääbers* [«Dorfname»] *häi früejer Lyne gwoobe; das sy di letschte gsii, wo z Ammel so ane 1920 no Flachs pflanzt häi*» (Lehrer Hans Schaffner). «Hanf und Flachs sind ganz von der Bildfläche verschwunden, sie wurden durch den billigeren Baumwollstoff verdrängt» (Leuthardt um 1930). Einzelne Frauen haben noch zu ihrer Freude *Wäärch* gepflanzt.

Mit der Aufgabe des Anbaus der Gespinstpflanzen ging ein wichtiger Teil der Sachkultur unter: Hanfbreche und Hechel, «das heimelige Spinnrad»; 1857 brach man die früher vielbenützte *Rybi* von Rothenfluh ab, «da der Hanf- und Flachsbau durch die Baumwolle verdrängt wurde» (Rothenfluh HK 1863). Auch die Stunde einer Reihe von Berufsleuten hatte geschlagen, des Hechlers, Bleichers und Färbers; schon nach den 1820er Jahren war die Zahl der Leineweber zurückgegangen, «da die Baumwollfabrikanten aufkamen» (Pratteln 1).

Etwas anders verlief die Abkehr von der Selbstversorgung mit Wolle und Wollprodukten. Die oben erwähnte Änderung im landwirtschaftlichen Wirtschaftssy-

Wir beehren uns hiedurch in Erinnerung zu bringen, daß nebst größter Auswahl in unseren

altbekanntesten solidesten
Halbleinen und Halbtüchern
bis $\frac{9}{4}$ breit, wir stets wie bis anhin eine hübsche Auswahl in
ganzwollenen Serrenstoffen (Nouveautés)
auf Lager halten, die wir bestens empfehlen.

**Geb Brüder Spinnler,
Halbleinfabrik Liestal.**

Inserat aus der «Basellandschaftlichen Zeitung» Nr. 33, 3. November 1884.

stem brachte die allmähliche Aufhebung der Allmenden und bedrohte den Weidgang der Schafe. An manchen Orten war ihre Zahl zwar noch beträchtlich, so in Arisdorf «wegen des selbstfabrizierten Halbleins»; in Therwil zählte man sogar 300 Tiere. «In Pratteln (ähnlich in Muttenz) war die Schafzucht noch allgemein und notwendig, weil man die Wolle für den Halblein und die Strickwolle nicht im Laden kaufte» (Pratteln 2). Aber wie in Rothenfluh war es bereits manchenorts: «Die wenigen Schafe müssen Sommer und Winter im Stalle gefüttert werden» – mit wenig Gewinn (HK).

Früher als bei den Gespinstpflanzen überliess man die Verarbeitung der Wolle fremden Händen. So zum Teil sogar das Spinnen: In Pratteln war noch in den 1820er Jahren die «Wolle nicht auf der Maschine, sondern von Hand am Wollenspinrad gemacht» (Pratteln 1), im Birseck um 1840 «nicht nur selbst gezogen, sondern auch gesponnen» worden (Sütterlin). Aber die Diegter liessen ihre Wolle von einer Frau auf dem Hof Rüti spinnen (Gw *1861), die Anwiler in Wittnau AG und Rohr SO.

Dann das Wollenweben! Zeugnisse, dass auf der Landschaft in den Häusern Wolle

gewoben worden wäre, fehlen uns – man wob eben Seidenbänder. Dagegen weiss man vom Handwerk des Wollenwebers, das wie in der Stadt zunftmässig betrieben wurde. In Liestal arbeiteten um 1800 allein an der vorderen Gasse drei Weber.

An einem Einzelfall lässt sich der Übergang der Verarbeitung von Schafwolle vom Handwerk zur Fabrikindustrie aufzeigen. Angeregt durch die Art der Seidenbandweberei, begann einer der Liestaler Wollweber, Michael Spinnler, sein Geschäft im Verlagssystem, also mit Heimarbeitern, zu betreiben (um 1811)³⁰. 1832 machte er mit dem Bau einer Wollspinnerei den Schritt in die Fabrikindustrie. «Die Bauern brachten ihre Wolle nach Liestal in die Spinnerei» (Pratteln 2). Der Spinnerei wurde dann die Weberei angegliedert. Wichtig war am Anfang das Lohngeschäft: Die Bauern brachten sowohl zum Spinnen als auch zum Weben die Wolle der eigenen Schafe, zum Teil einzeln pro Schaf gebündelt; das fertige Strickgarn oder Tuch holten sie gegen Bezahlung des Herstellungspreises wieder ab. Ähnliches weiss man von Basler Webereien, z.B. für Muttenz. Doch dieser Geschäftszweig ging mit dem Rückgang der Schafbestände zurück – 1904 zählte man im Kanton noch 581

Stück. Deshalb und unter dem Einfluss des Welthandels gingen die Webereien auf ausländische Schafwolle über. Neben dem Halblein produzierten sie zunehmend das bald sehr begehrte feinere Gut-tuch, das aus reiner Wolle bestand. So waren denn Baumwolle, Halblein (aus Lein und Baumwolle für Wäsche und Betttücher, aus Lein und Wolle oder Baumwolle für die Kleider) und das

Wolltuch, *Guetduech*, die Grundstoffe für Weisszeug und Bekleidung geworden.

In der Basellandschaftlichen Fabrikstatistik von 1860 figurieren neben zahlreichen Etablissements der Seidenbranche eine Baumwollspinnerei und eine Tuch- und Halbleinfabrik (Gebrüder Spinnler).

Leute machen Kleider

Bevor versucht wird, die Kleidung der Baselbieter in ihrem Wandel zu beschreiben, sei ein kurzer Blick auf deren Herstellung geworfen. Einen grossen Teil der Arbeit leistete auch hier das weibliche Geschlecht. Dabei muss man wissen, dass volle Schränke mit Bett- und Leibwäsche das Vorrecht bemittelter Schichten gewesen ist. Ärmere Leute mussten mit unvorstellbar wenig auskommen. Noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war weithin üblich, dass man mit dem Taghemd zu Bette ging³¹. Der 1828 in Rünenberg geborene Posamenterbub Martin Grieder (später Birmann) besass ein einziges Hemd, das die Mutter in der Nacht auf den Sonntag wusch. Als angehender Pädagogianer trug er bei seinem Auszug nach Basel ein zweites Hemd in einem Papier unter dem Arm³². Wer es vermochte, zog eine Näherin bei; diese forderte «für ein Hemd zu machen 4 bis 5 Batzen» (Pratteln 1 um 1820). Der Dorfschneider, der einmal im Jahr auf die Stör kam, erhielt zur Kost hinzu für seine Sticharbeit – Nähmaschinen waren noch unbekannt – 6 Batzen. «Er machte im Tag ein Paar Hosen.» Wie bei den Hemden lieferten die Kunden Rohmaterial eigener Produktion. 1855 erhielt Frau N. N. in Gelterkinden «für 11 Hemden zu machen», immerhin Fr. 9.50, Schneider

Bitterlin für Störarbeit: «2 Tage Meister und Lehrjung Fr. 2.80» (Kassabuch Völlmin). Die Garderobe war bescheiden genug: Alle Kleider der Familie fanden «in unserem einzigen Schranke» Platz (Pratteln 2). Auf Schönheit und Eleganz wurde weniger Wert gelegt, als dass alles währschaft und *nutzlig* (dauerhaft) war.

Mit dem Übergang zur fabrikmässig produzierten Handelsware wurden die Stoffe ansehnlicher, eleganter, aber auch kurzlebiger. Schneider mit guter Ausbildung, auch im Ausland, sogenannte Herrenschneider, bemühten sich, mit der Zeit zu gehen; sie verkauften auch selbst das zu verarbeitende Material. Oder man hatte dieses auf einem Markt oder von einem reisenden Händler erstanden. Die Ladengeschäfte in Basel, Liestal und in kleineren Zentren erfuhren grossen Zuspruch. In Gelterkinden wirkten um 1860 fünf Schneider und mehrere Näherinnen und – etwas Neues – Modisten; dazu kamen sechs sog. Ellenwarengeschäfte. Jüdische Geschäfte hatten einen besonders guten Ruf: «Kleiderstoff kauft man auch bei dem Hebräer Woog in Rümlingen, der allgemeines Zutrauen geniesst» (Thürnen HK 1863). «Meine Mutter kaufte *Züüg* (Stoff) z *Lieschtel bim Nordmaa* (Ziefen Gw *1874). Seit 1866 bestand in Gelter-

Jacken **Damenmäntel** Regenmäntel

à Fr. 8. 50, 9, 10, 12, 13, 14, 16, 17, 19, 21, 22. 50, 24—50

in größter Auswahl

Sissach **Simon Jung & Söhne,** Gelterkinden.

Gänzlicher Ausverkauf.

Wegen Aufgabe des Geschäftes wird das vorhandene Waarenlager zu bedeutend herabgesetzten Preisen ausverkauft, als:

Ganz- und halbwollene Herren- u. Frauenkleiderstoffe, Mérimos, Cachemirs u. schwarze Tücher, Schipper, Flanell, Kölsch, Indienne, Möbelstoffe, Leinen- u. Baumwolltücher, Zwilch, Blousen, Schürzen, Unterröcke, Foulards, leinene und baumwollene Satttücher 2c. 2c.

Frau Richard in Diestal.

Inserate aus der «Basellandschaftlichen Zeitung» Nr. 33, 3. November 1884.

kinder das kleine Warenhaus Jung: «Kleidermagazin, Anfertigung nach Maass, Aussteuern, Möbel, Betten». «Kleidermagazin» deutet auf das Neue-

ste, Zukunftsträchtige, das Konfektionskleid. Die von Traditionen unbelasteten Birsfelder kauften «fertige Kleider», natürlich in Basel (HK 1863).

Kleider machen Leute – im Wandel der Zeit

Die Heimatkunden von 1863 und andere Quellen stellen eindrucksvoll dar, wie in den ersten zwei Dritteln des Jahrhunderts in der Kleidertracht ein eigentlicher Umsturz stattgefunden hat. «Die Kleidung ist in den letzten dreissig oder vierzig Jahren eine ganz andere geworden» (Rothenfluh). Sie stellen dabei öfters die «alte Landstracht», «die eigentliche Baselbieter Tracht» einem «modernen Kleid» gegenüber.

Die Landstracht ist fast ganz (z. B. Buckten, Wenslingen, Zeglingen) oder

ganz verschwunden (z. B. Ramlinsburg, Sissach, Therwil). Hinsichtlich Geschlecht, Alter und sozialer Zugehörigkeit zeigen sich Unterschiede: Die Männer haben die alte Tracht fast durchwegs aufgegeben – mit den alten Männern ist vor etwa zwölf Jahren «der lange schwarze Zwilchrock verschwunden» (Seltisberg). Am konservativsten sind die älteren Frauen; sie halten noch an ihrer Tracht fest (Diegten). Aber auch die Frauentracht ist am Abgehen: Die Kleidung der jüngeren Frauen «hat sich in den letzten Jahrzehnten derjenigen der Städ-



Bauern gehen auf den Markt, um 1630.
Bild aus der Kostümfolge von Hans Heinrich Glaser
(Repro aus: Alfred R. Weber, Was man trug anno
1634. GS-Verlag Basel, 1993).

ter genähert» (Frenkendorf). Mehrfach wird der Standesunterschied betont; z. B. «Beim kernigen [!] Teile, dem eigentlichen Bauern und Landarbeiter, hat das Währschafte und Selbstgemachte noch immer seinen Vorrang» (Therwil); oder: «Während der solidere [!] Theil (Ackerbauer und Handwerker) noch ziemlich die frühere einfache Tracht beibehalten hat, sehen wir die Fabrikarbeiter mehr die Neuerungen und die Stadttracht annehmen» (Binningen). Was mit «städtisch» – zunächst natürlich Basel-städtisch – eigentlich gemeint ist, zeigt: «Es herrscht wie überall die sog. französische oder städtische Tracht» (Rickenbach), oder

kurz: «Die Nationaltracht [...] hat nach und nach der französischen Kleidung Platz gemacht» (Rothenfluh).

Der Übergang zu dieser französischen Kleidung war nicht ein einmaliger Vorgang, sondern ging in Schüben vor sich; vorausnehmend nennen wir als Beispiele die langen Hosen und die Zylinderhüte der Männer, die Krinolinen der Frauenwelt. Andere fremde Einflüsse, z. B. englische bei der Männerkleidung oder schwieriger zu lokalisierende, etwa bei der Kopfbedeckung der Frauen, seien darob nicht vergessen.

Die sogenannte alte Landestracht³³

Wie sah diese «eigentliche Baselbietertracht» aus? Fast immer wird die Sonntagstracht beschrieben und in Bildern – durchaus nicht einheitlich – dargestellt. Leider erhalten wir kaum Auskunft über die Werktagstracht und über die Kleidung der weniger bemittelten Schichten. Und wie mögen die Kleider der Ärmsten ausgesehen haben, welche (1791) die Kirche nicht besuchen konnten, «weil sie auf Bettel gehen oder wegen Mangels an Kleidern und Schuhen»?^{33a}

Die Männer trugen nach 1800 (Pratteln 1; Schneider. Lebensleid) ein Hemd von selbstgesponnenem Leinengarn, mit bloss fingerbreitem Kragen oder ohne einen solchen. Der hinten spitz zulaufende Frack mit den langen *Fäckten*, auch *Speckseitenkittel* genannt, bestand aus schwarzem, zuweilen grünem Zwilch; «unter dem langen schwarzen Zwillichrock mit den grossen glänzenden Metallknöpfen» wurde ein rotsamtenes *Bruschtuech* (Weste) getragen. Die schwarzen Kniehosen (Diepflingen: *Stumphoose*, Diegten: *Stöösshoose*) waren mit einem ledernen Riem-



Melchior Suter von Eptingen in der Arbeitstracht und Barbara Schaffner von Anwil in der Sommertracht. Trachtenbild von Joseph Reinhart, 1792. (Original 49 x 70 cm im Bernischen Historischen Museum, Inv. 1965.95; Photo: Stefan Rebsamen).

lein zugeschnürt. Zwilchen waren auch die Strümpfe, die der Dorfschneider genäht hatte. Die niedrigen Schuhe (Liestal: *Ringgeschue*) waren mit silbernen Schnallen versehen – am Werktag mussten messingene genügen. Als sonntägliche Kopfbedeckung diente zu Hause die weisse Zipfelkappe, beim Kirchgang oder dem Gang über Feld der schwarze aufgestülpte Wollhut oder der feingeflochtene hohe schwarze Strohhut (Rothenfluh). Buus HK 1863: «Vor 50–60 Jahren trugen die Männer den *Näabelspalter*», den Drei- oder Zweispitzhut, im Sommer den breitrempigen Strohhut, den *Schi(n)huet* (Seiler 253). Am Werktag trug man zur Landarbeit die groben, ungefärbten Zwilchhosen, den leinenen Zwilchkittel mit langen Flügeln (*Fäckte*, *Schwalbeschwanz*). Bequemerwar die kurze zwilchene oder wollgestrickte Jacke, der *Mutz*, der im Winter auch unter dem Frack getragen wurde. Dazu kamen häfnene Strümpfe und «die unvermeidliche *Zöttelikappe*», die schwarze oder weisse Zipfelmütze. Zur Winterszeit hatte «*fascht alles*» Holzschuhe.

Es ist beachtenswert, dass um 1800 für die dienende Klasse offenbar ein bedeutender Teil des Lohns in Kleidungsstücken bestehen konnte. So lautet der Eintrag in einem Rechenbuch aus Mairsprach: «Für das Jahr 1799 hab ich Marty Groff [Graf] den Johanis Giger Von Schopfen [Schopfheim im badischen Wiesental] gedinget und im [ihm] Lohn Versprochen in Galt 40 Pfund; in kleidren 2 Hemli, 1 bar, Wullig hossen, 1 bar Zwilch hossen, 2 bar strümpf, 1 Zwilch Rock, 1 Schihut, 1 bar schu Solen und negel»³⁴. – Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts pflegten auf Neujahr als Zugabe zu ihrem Löhnlein Knechte vielleicht Schuhe und Strümpfe, Mägde Hemden und Schürzen zu erhalten.

Zur Sonntagstracht der Frauen gehörten³⁵: die *Jippe* oder *Jüppe* mit dem angesetzten Schnürmieder (*Lybli*, *Göllert*), das oft rot und blau gestreifte leinene *Füürduech* (Halbschürze), die roten oder weissen Strümpfe von Garn oder Wolle, flache Schnallenschuhe.

Das eine Hauptstück war «die kurze, schwarze feingefädelte Baselbieter *Jüppe* mit gesticktem Sammetrücken und ebenfalls gesticktem Brusttuch» (Schneider, Lebensleid), «die schwarze eingestochene *Jüppe* mit dem samtenen Corset» (Rothenfluh). «Die *Jüppe* ging nur bis auf die Knie [...]. Man sagte, an einer *Jüppe* seien 60 bis 70 Ellen schwarzes Tuch oder *Zeug* (mundartl. *Züüg*). Sie war sehr eng gefaltet und hing gerade und abwärts; wenn eine Frau drei *Jüppen* habe, so habe sie für ihr ganzes Leben genug» (Pratteln 1). «Damals durften die Weibsleute ihre [bestrumpften!] Waden noch an die Öffentlichkeit bringen» (Schneider). «Der darunter getragene Unterrock bestand aus rotem Halblein. Von Hemden ist zwar die Rede, nicht aber von Unterhosen – weil damals das <Weibervolk> keine hatte. Im Winter spendeten zwei bis drei Unterröcke die nötige Wärme. Übrigens bestand das Hemd «vielfach aus grobem Zwilch oder sogar Sackduech. Nur die sichtbaren bauschigen Ärmel waren aus feiner, weiss gebleichter Leinwand eingesetzt» (Baselbietertracht 8).

Das zweite typische Hauptstück war das auf dem Hinterkopf getragene kleine Häubchen, «die kostbar brodierte *Begine*» (Wenslingen). «Sie hatte die Grösse von einem Distelfinknest und war meistens von Seide oder Baumwollstoff, schwarz oder weiss, mit *Krallen* gestickt und mit zwei Seidenbändern unter dem Kinn gebunden» (Pratteln 1). Für den

Sommer liebte man sehr breite Strohhüte mit sehr kleinem Kopf.

Mehr Schmuck – als blosses Kleidungsstück war das seidene Mailänder-Halstuch. «Frauen mit Vermögen hatten als Zier um den Leib einen Gürtel mit silbernen Schnallen oder Rosen, wenigstens sechs, eine grosse silberne Kette, woran sie an einer verzierten Hafte das Messer hatten, und über die Brust von der Achsel abwärts zwei silberne Göllerketten» (Pratteln 1).

Zwischen Alt und Neu

Die Wende zum 19. Jahrhundert mit ihren revolutionären Umstürzen äusserte sich auch in einer hochpolitischen Änderung der Männerkleidung, im Aufkommen der langen Männerhose. Sie wurde in der Grossen Revolution als Absage an die aristokratische Rokoko-Kniehose von den Sansculottes gewählt, auch als wichtiges Uniformstück. Die französischen Heere machten die Novität auch den Eidgenossen bekannt. «Nach 1800 kamen die langen Hosen, aber ohne Hosenträger; hinten mit einem Schnürlein zusammengeschnürt, musste man sie immer hinauflupfen» (Pratteln 1). Rippas präzisiert in seiner Heimatkunde: «Französische Rekrutenwerber durchzogen unser Land und brachten neue Schnitte in Hosen, Gillet und Röcken [...]. Sie wurden von unsern Schneidern schnell nachgeahmt.» Das heisst: Das martialische, aber praktische Stück hat sich rasch buchstäblich eingebürgert. Vor allem als Teil des Festkleides wurde es bald «obligatorisch». Auf dem Bilde eines Wintersinger Hochzeitszuges von 1823^{35a} schreiten mit Ausnahme des alten Kilchmeiers alle Männer in dem modischen Kleidungs-

Vom damaligen Alltagskleid der Frauen weiss man nicht viel. Schon in den 1820er Jahren soll man in Pratteln «gestricktes Zeug» gekannt haben. Es gab aber auch schon «Baumwolle oder grauen Halblein zu Röcken» (Pratteln 1). Aber noch um 1863 bevorzugten ältere Frauen in Diegten: *Jüppe*, kurzen *Tschoopen*, locker umgebundenes Halstuch und die mit «Korallen» geschmückte *Begine*. «Die andern tragen den langen Rock, dunkelgefärbtes *Fürtuch* und übers Kreuz gebundenes Halstuch.»

stück einher. In den Basler Wirren der dreissiger Jahre trug ein Teil der kämpfenden Aufständischen wie auch der Herren Landräte im Sitzungssaal die neuen Hosen. Sie waren übrigens wie die alten Stösshosen vorne mit einem Latz oder *Hooselaade* versehen; erst um 1850 kannte man den *Hooseschlitz*.

Als «grosse Veränderung innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte» wird sodann das Verschwinden des halbleinenen Schwalbenschwanz-Fracks empfunden (Wittinsburg 1863); «an die Stelle des hinten spitz zulaufenden Fracks als Sonntags- und Festkleid ist der Rock getreten» (Diegten). Dabei hielten die «Vollblutbaselbieter» zunächst an ihrem Lieblingsstoff, dem grünen Halblein, fest; «der Gebirgler [aus den Jurabergen] kleidet sich lieber in Gelb» – gemeint ist doch wohl der elbe, d. h. naturfarbene, der Schafwolle entsprechende Halblein (Kettiger 1857). Der Rock galt als städtische und *herrscherliche* Neuheit. Als 1845 der Rünenberger Martin Grieder in das Basler Pädagogium eintrat, war er der einzige seiner Klasse, «der keinen Rock trug,



«Hochzeitszug des Heinrich Märklin aus Wintersingen in Maisprach, 9. Juni 1823». Aquarell von M. Oser. (Original im Kantonsmuseum Baselland, Inv. 2.6.12.4).

sondern den ländlichen *Jack* [kurze Jacke] oder *Mutz*». Nach einem halben Jahr liess er sich einen Rock machen, aber wenn er samstags ins Heimatdorf wanderte, legte er diesen vor seinem «Einzug» ab, um keinen Anstoss bei des Vaters Gläubigern zu erregen (Binmann, Schriften). Zugleich mit dem Rock wird für das Festkleid ein neues Material Mode, das «Guttuch» aus reiner Wolle. Den ersten schwarzen Tuchrock sah man in Pratteln an der Hochzeit eines Schusters. «Alles zeigte mit Fingern auf ihn» (Pratteln 1). Dann fand er im Oberbaselbiet Eingang. 1863 geisselt der Wenslinger Lehrer und Zensor, dass am Sonntag seit einigen Jahren tüchene kostspielige Kleider bald allgemein seien, und ein Kollege aus Buckten doppelt nach: «Auch ein Zeichen der Zeit, aber nicht

das beste.» In Hemmiken trugen die Bauern «gewöhnlich Halbtuch (Halblein)», die Steinhauer «Tuch».

Zum feinen Kleid gehört der feine Schnitt. Da kommt ein flotter Bursch daher «im Tuchrock vom Herrenschneider, der frisch aus der Fremde zurückgekehrt war» (Breitenstein, 1860). Fast alle Kleider «haben den städtischen Schnitt und müssen sich nach der Stadtmode richten» (Birsfelden). Der Schnitt ist «wie überall, à la mode; man hält auf pünktliches Einhalten dessen, was von Paris bis ins Baselbiet am Leben geblieben» (Giebenaach). Das konservative Seltisberg kennt noch den Schwalbenschwanzfrack und die grünen – immerhin langen! – Halbleinhosen, daneben aber eine ganze Reihe von Neuerungen: das weisse leinene oder

baumwollene Sonntagshemd, Brust und Kragen gestift und geglättet (gebügelt), das unter dem Frack getragene Gilet (Wams) aus Halblein, Wolle oder Baumwolle, die schwarze Halsbinde aus Seide oder Baumwolle, gestrickte Woll- oder Baumwollstrümpfe, gewichste Schuhe «und mehr noch Stiefel», den nach der Mode wechselnden Filzhut (HK). Andere Beobachter ergänzen: Stiefel waren früher eine Seltenheit, nun allgemein, vor allem bei Jünglingen (Buus). Innerhalb zwanzig Jahren sind statt der bescheidenen Sonntagszipfelkappen «Castor- und Filzhüte gebräuchlich geworden» (Lauwil).

Am meisten fällt der festliche Seidenhut, der Zylinder (spasshaft *Angschtrööre*), auf. Ähnlich wie die lange Hose war er ursprünglich revolutionäres Kleidungsstück gewesen, geschaffen als Gegenstück zum aristokratischen Dreispitz. Sein Erfinder erregte 1796 in London einen Volksauflauf. In der Pariser Julirevolution von 1830 war er das Zeichen der Aufständischen. Auch tauchte er 1831–33 unter den Baselbieter Revoluzzern auf.

Daneben war er schon früh auch Festtracht, wie der Hochzeitszug von 1823 eindrücklich macht, sogar im ländlichen Wintersingen. Hemmiken hält fest: «Zur Festtracht gehören der Frack aus Gut-tuch, die schwarze Weste, der Seidenhut.» Er wird bei Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen aufgesetzt (Seltisberg, Diegten). Die Konfirmanden, die nach 1830 zu ihrem Ehrentag die allzu grossen Zylinder ihrer Väter verpasst erhielten, wurden etwa verspottet: sie hätten es nur ihren grossen Ohren zu verdanken, dass ihre Köpfe nicht ganz in den Hüten verschwänden (Schneider, Lebensleid 93).

Im Gegensatz zum Sonntag trugen sich

noch um 1860 Bauern und Posamenter der Arbeit entsprechend einfach. In Wintersingen herrschten noch Kleider aus selbstproduzierten Stoffen wie Zwilch und Halblein vor. Die oft blaue Zwillich-hose und die Zwillichjacke (*Mutz*) galten in Hersberg als «die ehrenhafte Tennüe». In der guten Jahreszeit herrschte «eine über das Hemd gezogene aus rohem, blaugefärbtem Leinentuch verfertigte Blouse» (Wintersingen); auch in Lauwil regierte «s *Blauhemmli*, diese kosmopolitische Uniform der arbeitenden Klasse» (Lauwil). Es wurde im Ober- wie im Unterbaselbiet auch Welschhemd (*Wältschhemmli*) genannt (z. B. Ramlinsburg, Allschwil). Sie waren so bequem, dass sie auch an Sonntagen ihren Dienst taten; «nur zum Besuch der Kirche und an Festen wurden Kittel getragen» (Pratteln 2). War das Wetter kühl, zog man dieses Überhemd über das Gilet oder Wams (Wenslingen), über den *Mutz* (Ramlinsburg), das *Camisol* (Diepflingen). Frühere Nachrichten über das populäre *Blauhemmli* fehlen uns, mit einer Ausnahme: Um 1780/90 soll sich einer der begüterten «Rossbauern» energisch gegen die Einführung der blauen Hemden gewehrt haben, wurde aber so gründlich bekehrt, dass er «gar nicht mehr ohne Blouse leben konnte» (Bubendorf, HK 1863).

Im Winter dienten als Kälteschutz die dicke, oft gefütterte Halbleinhose (1863 werden für Hemmiken gar Unterhosen erwähnt), der oft gestrickte *Untermutz*, dann statt der sonst allgemein üblich gewordenen Stiefel «Schuhe mit Filz und *Holzböden*» (Seltisberg) – «bereits jeder trägt Holzschuhe» (Itingen). In Allschwil wurden überhaupt bei nassem Wetter «die praktischen Elsässer-Holzschuhe getragen». Ohne Hut und Kappe ging man auch am Werktag kaum aus. In den bewegten dreissiger Jahren hatte sich der

Revolutions-*Tschäppel*, eine *bluudrige* Mütze mit Lederschirm, eingebürgert. «Bis vor wenigen Jahren war die Kappe mit Schirm (*Tscheppele*) die gewöhnliche Kopfbedeckung» (Seltisberg 1863)³⁶.

Wenn man aber gelegentlich in Basel im «Laden» (Seidenbandfirma) zu tun hatte, liess sich so ein «Posamentermannli von ächtem Korn» nicht nehmen, sich im grünen Halbleinkamisol, in den elben Halbleinhosen, dem hohen steifen Hemdkragen, dem luftigen schwarzen Strohhut zu zeigen (Breitenstein 1860). Je nachdem konnte das Arbeitskleid von solchem Staat gewaltig abstecken: die mit *Zwilchplätzen* belegten einst grün gewesenen Hosen, «das gestrickte schmutzige Unterleibchen unter den alten Hosenträgern» (Breitenstein 1860).

In derselben Richtung wie bei den *Mannsbildern* verlief die Entwicklung bei dem *Wybervolch*: Bei jenen kamen zu Gunsten der langen Hosen die Kniehosen in Abgang; bei diesen wurde die kurze *Jippe* samt dem roten oder blauen Mieder durch «die leichtere lange *Junte* mit enganliegendem Leib» verdrängt (so um 1840 Rothenfluh). Wieder war das Festkleid tonangebend gewesen. Im Hochzeitszug von 1823 prangt einzig die Vorbraut in der sog. Baselbietertracht, die andern, voran die Braut, schreiten in fussslangen, zartgefärbten Biedermeiererröcken einher. In Pratteln war die *Jippe* bereits um 1830 verschwunden, 1863 spottet der Lehrer von Arisdorf, die *Jüppe* «von fabelhafter Ausdauer und Unschönheit» habe sich bis vor wenig Jahren erhalten; 1862 wurde in Rickenbach «die letzte Grossmutter, die noch eine *Jippe* trug, zu Grabe getragen». Ähnlich wie bei den Männern änderten auch die Kleiderstoffe. «Die bestandenen Frauen» (Seltisberg) schätzten noch die langen

Junten aus grünem oder braunem Halblein, dazu im Sommer ein Halstuch von Seide, im Winter von Wolle; die jüngern gingen mit ihren Indienne-Junten zur Baumwolle über. Bereits in den dreissiger Jahren standen «bei den jungen Töchtern, die der *Jippe* den Abschied gegeben», *druckti Röck* hoch im Kurs. Sie bestanden aus Leinen oder Baumwolle, waren dunkelblau gefärbt und mit farbigen Blümchen oder Sternchen bedruckt (Schneider, *Lebensleid* 27). So ausgestattet, gingen sie am Sonntag nachmittag mit den Burschen spazieren (Pratteln 2). Auch die Frauen begannen *die druckte Röck* zu schätzen; dazu die schönen weissen *Hemmliseermel*, *gsteerkt* und *glettet* (Ziefen, sehr einfache Verhältnisse).

D Begyne, s Begynli, neben der *Jippe* das bezeichnendste Trachtenstück der Baselbieterinnen, musste ebenfalls weichen. Spott traf 1863 die Altmodischen, die «jene antike Kopfbedeckung» noch immer der «kleidsamen Spitzenhaube vorziehen» (Arisdorf). Rothenfluh nennt für etwa 1840 «die Haube von weissem oder schwarzem Tüll». Diegten: «Die schwarze Haube ist das Vorrecht der Frauen [...]. Die Jungfrauen tragen die weisse Haube nur, wenn sie zum Abendmahl gehen» (1863). «Im Sommer ist das weibliche Geschlecht besonders am Sonntag mit dem weissen oder braunen Strohhut geschmückt» (Diegten).

Über die Alltagskleidung nur soviel: Sie scheint wie seit jeher einfach gewesen zu sein. Profitabel war, dass die dauerhaften gedruckten Sommer-Sonntagsröcke, wenn ausgedient, leicht für den Werktag *noochegnoo*, «nachgenommen» werden konnten. Sonst herrschte die lange *Junte*, je nach Wetter ergänzt durch eine oder mehrere lange *Unterjunten* (die Unterhosen noch immer überflüssig zu machen



«Guten Morgen, meine H e r r e n !». Karikatur aus «Postheiri» 1868, S. 135.

schienen), ein dunkelgefärbtes *Füürdech* Fürtuch, Halbschürze), das übers Kreuz gebundene Halstuch. Junge Mädchen und auch Frauen gingen im Sommer oft barhäuptig, im Winter schützte sie ein Ohrentüchlein oder eine Art Haube (*capuchon*), der *Chappeschang* (Hemmen), *Chappischong* (Liestal). In schlecht geordneten Verhältnissen boten Frauen «mit dem alltäglichen *Tschuppel*, dem *Schlämpirock* und einem zerfetzten *Fürtuch*» einen wenig erfreulichen Anblick (Breitenstein 1860).

Doch zurück zur Sonntagskleidung, die in jenen Jahren immer mehr in den Bann

der wechselnden Mode geriet. «Die Mode vergrössert von Jahr zu Jahr die Kleiderkonfusion» (Läufelfingen). Liestal tadelt «das leidige öftere Ändern [Wechseln] nach der Mode». «Der Kleiderluxus hat in den letzten zwanzig Jahren ungeheuer zugenommen. Tausende Franken gehen jährlich für leichte Baumwollstoffe, für Garnitur, für Seide und Sammet und für Modeartikel der mannigfaltigsten Art aus dem Dorfe» (Rothenfluh). «In der Gunst obenan steht die leichte, dazu billige Baumwolle», etwa: *Baarched* (Barchent), Flanäll, Gingang³⁷, «Mousseline und Lüstre» (Rickenbach); an Sommersonntagen dürfen «der Talma,

Kasawaika etc., das *Knüpfli*, die Chemisette nicht fehlen» (Diegten)³⁸, in Liestal «*persieenigi oder indieenigi Röck*»³⁹; wenn's kaltet, wird der Spencer angezogen (Gelterkinden). Es fällt auf, dass trotz des sonstigen Aufwands der Mantel noch unüblich zu sein scheint.

Der neue Luxus beschränkt sich nicht auf die Vermöglichen. Im jungen Vorort Birsfelden sieht man an Sonntagen vollends keinen Unterschied zwischen reich und arm. Aber eben: «Wenn die ärmere Volksklasse, was häufig der Fall ist, alle Moden nachmachen will, dann *goht's der lätz Wäg*» (Diegten HK).

Das erträumte Non plus ultra sind die neumodischen, von der Modistin zugeschnittenen Hüte und die Krinolinen. «Fast alle jungen Töchter haben zugeschnittene Hüte, und, wenn's irgend angeht, Crinolinen. Das passt doch herrlich zusammen: ein Mist vor oder hinter dem Haus und in demselben eine solche Fee» (Gelterkinden, Tagebuch Baader, 1859).

Bei der Kopfbedeckung reicht die Skala vom farbig garnierten Gärnchen bis zum «befederten Jägerhut» (Läufelfingen). «Die Grossmutter brachte eine alte Prophezeiung hervor: der Hochmut der Leute werde bis an den Himmel *längen*, und sie werden am Ende noch *Kuhblätter* und *Rossbollen* auf dem Kopfe tragen» (Breitenstein 1860, 250).

Und erst die Krinolinen oder Reifröckel! Um 1855 habe sie Eugénie, die Gemahlin Napoleons III., am französischen Kaiserhof eingeführt. Bei uns gelangten sie von Basel aufs Land. Früh natürlich nach dem nahen Birsfelden – «selbst Kinder müssen sie tragen» (1864). Aber auch im ganz ländlichen Schönenbuch tauchte «die verhasste Crinoline» auf. Sie drang

ins altreformierte Baselbiet, wie sehr auch «Des Volksboten Schweizer-Kalender», «der Kalender des Basler Pietismus»⁴⁰, abgemahnt hatte: sie sei in Paris für vornehme Damen erfunden worden – «aber an Euch wendet sich der Volksbote, ihr braven Jungfrauen und Hausmütter zu Stadt und Land, an Euch, die ihr noch in Haus und Küche oder in Feld und Stall euere löbliche Arbeit thut, [...] lasset Euch nicht irre machen in des Hauses soliderer Sitte [...]!»⁴¹. Vergebliche Mühe: in den grösseren Orten wie Liestal, Sissach, Gelterkinden gehörte das Tragen des Reifrocks bald zum guten Ton; kleinere folgten zögernd. «Schon wagt sich da und dort eine Krinoline [...] wie ein Pfau unter die schlichte Taubenschaar» (Tenniken). Man will nicht zurückstehen: Eine arme Jungfrau, «mit einem weiten Reifrock angethan», kommt mit einem Züber Wasser auf dem Kopf vom Brunnen, da fällt ihr plötzlich etwas wie ein Unterrock darunter hervor – einzelne Lumpen (Diegten).

Dabei waren diese Rock-Ungetüme unpraktisch und zudem unhygienisch. «Als Kind sah ich noch Krinolinen-Frauen; sie konnten fast nicht in die Kirchenbänke hinein» (Diegten Gw *1861). Der prächtige Festzug am Kantonalgesangfest in Gelterkinden (1864) wickelte sich bei grosser Hitze und Trockenheit ab; «das war ein Ausklopfen beim schönen Geschlecht, ganze Staubwolken entstiegen den gewaltigen Krinolinen»⁴². Ja, es war nicht mehr wie *albe*: Damals hatte man kurze *Jippe* getragen, «*käini wyte Gryno-lyne, zweenehalbe Meeter bräit*»⁴³. Und eine Alte seufzte: «*Daas isch au e Sach mit däm [!] Moode; s chaa gwüüs nümme so [wyter] goo*» (Diegten HK).

Es ging aber weiter; ein Blick auf die folgenden Jahrzehnte bestätigt es ...

In ein neues Jahrhundert hinein

Wer hätte das Rad der Geschichte aufhalten wollen? Es geriet seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im Gegenteil in immer schnellere Bewegung, auch auf dem Gebiete der Kleidung. Bei der Komplexität der Vorgänge ist uns in den folgenden Abschnitten lediglich ein skizzenhafter Überblick möglich.

Unter dem Zepter «der unbarmherzigen Tirannin Mode», so klagt ein Altgesinnter, mussten die soliden ländlichen Stoffe «minderwertigen importierten Artikeln» – Baumwolle in allen Spielarten – das Feld räumen (Ormalingen O 1904). In einem Abgesang auf die alte Landestracht schliesst der Volkspoet mit dem wehmütigen «*Zytgäisch, dä rysst alles nooche ...*»⁴⁴. Man vergesse aber nicht: Auch sogenannte neue Moden altern, bald schneller, wie die Krinoline, bald langsamer, wie der Zylinderhut.

Die Männer waren weniger modebewusst als die Frauenwelt. Beim Sonntagsgewand hielt man besonders in den «Landesfalten» – auch aus Gründen der Sparsamkeit – zäh am Halblein fest. «Bis in unser Jahrhundert hinein bestand das Kleid, hauptsächlich der Bauern, aus gelblichem [elbem] Halblein» (Bretzwil HK 1980). «Ein guttüchenes Kleid hatten nur grosse Herren, von welcher Spezies es in Bärenwil [bei Langenbruck] keine gab» (Emil Müller, geb. 1866). Andererseits stellt der Liestaler Chronist von 1904 im Rückblick auf die Einweihung des Bauernkriegdenkmals fest: «Die Kleidung verriet die Bauern nicht. Ganz vereinzelt sah man einen Alten in Halblein.»

Begüterte Bauern, Handwerker und sogar «bessere» Arbeiter waren zum Guttuch

übergegangen. Es gehörte sich, ein «ganzes Kleid» zu besitzen, Kittel (Rock), Hose, Gilet. Am Sonntag morgen legte die sorgliche Hausfrau dem Gatten bereit: das weisse Leinen- oder Baumwollhemd mit der brethhart gestärkten Hemdbrust und dem ebenso steifen abnehmbaren Kragen samt der einschiebbaren Krawatte; dazu den vom Schneider angemessenen Kittel und das ärmellose Gilet (Weste). Die Hosen waren ziemlich engröhrig und ohne Bügelfalte; sie wurden von den unästhetischen (immerhin unter dem Gilet verborgenen) elastischen Hosenträgern gehalten, die man mit Vorteil auf einem Jahrmarkt einhandelte. Hatte sich der Herr des Hauses mit Unterstützung seiner Frau glücklich angezogen – die steifen Kragen waren am Hemd mit den vertrackten *Chraagechnöpfli* festzumachen –, holte er die Sackuhr und die Uhrenkette hervor, die manchmal kunstreich aus der abgeschnittenen Locke eines Kindes geflochten und mit Golddoublé eingefasst war – vor dem Ersten Weltkrieg trugen «gewöhnliche Leute» die Uhr nur am Sonntag. Auch die schwarzgewichsten, noch um die Jahrhundertwende vom Dorfschuhmacher angemessenen hohen Schnürschuhe standen bereit (Hölstein um 1910, Reigoldswil).

Bei «besseren Herren» wie Pfarrern, Ärzten, Juristen, Fabrikanten, auch Lehrern, galt ein Frack von modernisiertem Schnitt, die sogenannte *Hätzle* (Eichelhäher!), als standesgemäss, bei besonders festlichen Anlässen der knielange Gehrock mit den vorn übereinandergreifenden Schössen. Elegant wirkten das weisse Gilet, das vom «Volk» despektierlich *schysses Willee* getauft wurde, dann der hohe Stehkragen mit den vorn umge-

bogenen Ecken (*Sprungbrättli-Chraage*). Gipfel der Eleganz: die blendendweissen hartgestärkten Manschetten, die wie Röhren in die Rockärmel hineingeschoben wurden. Höhere Kreise zeichneten sich im Winter durch einen massgeschneiderten Überzieher aus; noch für etwa 1920 hält der Chronist von Bretzwil fest: «Ein Wintermantel, Überzieher genannt, geziemt sich nur für Herren der Stadt.»

Ein Hut war selbstverständlich: ein dunkler Sonntags-Filzhut, vornehmer eine «Melone». Leicht zeremoniell, daneben schick, wurde dieser halbkugelförmige schwarze Hut familiär *Gox*, *Göxli*, *Gogg-öfeli* benamst. Nach 1900 war das *Göggsli*, keck etwas schräg aufgesetzt, auch eine Art Statussymbol junger Leute aus dem Mittelstand, wobei zur Ausrüstung ein elegantes Spazierstöcklein gehörte (Liestal Gm *1884). Selten mehr und nur bei hochfestlichen Anlässen (Hochzeit, Beerdigung) liess sich der Zylinder sehen. Noch in den zwanziger Jahren nahmen z. B. an der Bestattung eines Kollegen sämtliche Bezirkslehrer im Zylinder teil (Liestal Gm *1891). Zuletzt konnte man ihn noch bei grossen öffentlichen Festlichkeiten bewundern: Unvergesslich ist, wie beim Kantonsjubiläum von 1932 die Abgeordneten aller eidgenössischen Stände, angeführt von zwei Bundesräten und der Kantonsregierung, in ihren schwarzen Fräcken und zylindergekrönt feierlich durch die via triumphalis Liestals geschritten sind. Die letzten Zylinderträger sind freilich die Kaminfeger gewesen ...

Bei der männlichen Alltagskleidung änderte sich wenig. Das bäuerliche *Blauhemmli* hielt sich namentlich bei älteren Männern über den Weltkrieg hinaus. «*My Vatter het allewyl e Wältschhemmli*

aaghaa; me hätt en nie anderscht gsee» (Gelterkinden Gw *1897). Es war eben ein kommoderes Stück für Bauern und Fuhrleute, die zum Schutz vor Kälte darunter «alles mögliche tragen konnten, den *Untermutz*, auch zerrissene *Lismer* und zerfetzte Kittel» (Langenbruck, Müller E.). Kleinhandwerker und Fabrikarbeiter fühlten sich in halbleinenen Hosen und einem derben kragenlosen Hemd am wohlsten, selten fehlte die grüne Arbeitsschürze. Auch bei grosser Hitze schickte es sich nicht, draussen mit nacktem Oberkörper zu arbeiten; im Winter hatte man den *Lismer*, darüber oft noch einen alten halbleinenen Kittel (Hölstein).

Eine eigentliche Berufskleidung gab es kaum, das blaue *Übergwändli* des *Büezers* (Arbeiter) fiel noch auf. Für die Freizeit wurden die abgebrauchten Sonntagskleider «nachgenommen». In den regionalen Zentren fielen natürlich die Vertreter des Kaufmannsstandes und der Administration durch ihre quasi-sonntägliche Gewandung samt Stehkragen auf. Herausstachen auch die Metzger und Bäcker, die, wenn sie am Abend zu einem Schoppen oder zum Coiffeur (dieser in weisser Bluse!) gingen, eine helle gestrichelte Bluse trugen und die saubere weisse Berufsschürze umgebunden hatten, die zu einem Dreieck gefaltet war.

Auch am Werktag ging man kaum ohne Kopfbedeckung aus. Um 1914 war, «ohne Hut in der Welt herumzulaufen, eine Modetorheit». Mindestens eine *Dächlichappe* (oder *Tschäppel*) oder ein alter Hut (*Tschäpper*) ziemte sich. Zur Winterszeit hielt man sich noch immer an die schwarze Zipfelkappe oder an eine Pelzkappe, auch selbstverfertigte aus Katzen- oder Kaninchenfell. Beliebte war als volkstümlicher Kälteschutz die weite schwarze Pelerine.



Der Töchterchor MuttENZ mit Lehrer Grieder, 1875. (Original in der Sammlung des Ortsmuseums MuttENZ; Repro aus: Heimatkunde von MuttENZ 1863, hg. vom Gemeinderat MuttENZ, 1987).

Nun ein Blick auf die Frauenmode! Am Anfang steht ein Ereignis. Mit dem Untergang des Zweiten Kaiserreichs war in Frankreich, natürlich aus politischen Gründen, der Krinoline der Abschied gegeben worden. In der Schweiz mag sie um 1880 verschwunden sein⁴⁵. Wie weit auf dem Land gewissermassen als Ersatz der Cul de Paris, eigentlich das unter dem Kleid getragene Gesässpolster, über die Modejournale hinaus gedrungen ist, wissen wir nicht. Wenn nämlich um 1900 «die Damenwelt ausgefallene Basler oder gar Pariser Modelle trug, dann fielen sie unangenehm auf» (Liestal HK 1970).

Aber die von den Schneiderinnen vorgelegten Modejournale setzten doch Massstäbe, und man richtete sich «nach Möglichkeit nach der Mode», vor allem natürlich in den gehobenen Schichten. Unter der bescheiden lebenden Landbe-

völkerung musste man auf den Batzen schauen. «*Me hätt nit chönne derhäärchoo wie hütte*» (Neunzigjährige, 1954). «Aus alt mach neu» war die Regel; die Dorfschneiderinnen hatten vor allem zu ändern (Ormalingen). Manche Frau schneiderte selbst und besuchte die vom Frauenverein angebotenen Näh- und Kleidermachkurse.

Eine besondere Stellung nahm die wachsende Zahl der meist jungen Fabrikarbeiterinnen ein. Viele von ihnen waren ja in der Textilbranche beschäftigt und standen so rein berufsmässig der Mode und ihren Strömungen nahe; genannt seien (1895) nur die Seidenbandfabriken und die Florettspinnereien, dann die Liestaler Trikotage-Fabrik⁴⁶.

Die Mode spiegelte das viktorianische Zeitalter mit seiner Strenge, Gemessen-

heit, Prüderie und Unnatur. Sinnbild ist das Korsett, das mit seinen Stäbchen und der Schnürung mit Gewalt auf Kosten der Gesundheit eine ‹gute Figur› erzwang. Die Verhüllungsstrategie – die Frau hat keine Beine – verlangte die schuhlangen Röcke (*Junte*); sie mussten weit und faltenreich sein, die Blusen oder Jacken am Hals geschlossen und mit Fischbeineinlagen bis zu den Ohren hochgezogen. Im Sommer waren diese Junte und Blusen der gewöhnliche Sonntagsstaat (Buus, nach 1900). An Spitzen, Rüschen, Hohl säumen, Puffärmeln usw. wurde nicht gespart (Reigoldswil). An den Sonn- und besonders den Festtagen herrschte bei Verheirateten das feierliche Schwarz vor, und die wohlhabende Bäuerin verfügte über einen hochgeschlossenen Seidenrock (Hölstein) und einen Schal. Seide demonstrierte den sozialen Rang. In Gelterkinden gab es vor dem Ersten Weltkrieg zwei Töchterchöre, *e bouelige und e sydige*. Die unter der Junte verborgenen Strümpfe strickte man mit Eifer selbst. «Als ich 1915 mit selbstgestrickten Wollstrümpfen als zukünftige Handarbeitslehrerin nach Basel kam, tadelte mich die dortige Tante: «*E, daas draht [trägt] me doch hitte nimm!*» – da kaufte ich eben maschinengewirkte.»

Die im Schuhgeschäft gekauften Sonntagsstiefeletten oder *Chnöpflistiifeli* waren elegant, aber überspitzig und eng und keineswegs fussfreundlich – «*d Hoffert mues lyde*», sagte man und ergab sich. Am meisten wagte die Frauenwelt bei den Hüten (bald Wagenräder, bald Glocken). Man wurde mit ihnen beachtet: «*Ohni Huet weer me nit in d Chille*» (Gelterkinden Gw *1897). Für ihre garnierten Hüte brachten die Frauen der Posamenterdörfer der Modistin Unmengen der bunten Seidenbänder (Reigoldswil). Hochgeschätzt waren Federn, im Som-

mer imitierte Kirschen, Beeren, künstliche Blumen. Ein Beobachter wendet seinen Blick auf die gute alte Zeit zurück, als in Liestal «die wohlhabendsten Frauen statt dem Blumenbeet [Hut!] den *Güllenzüber* auf dem Kopf trugen» (Schulz 1875). Sonnenschirm und *Ridigüll* (verzierter Arbeitsbeutel) wurden etwas belächelt.

Je nach Stand wurde ein Wintermantel angeschafft, oder man blieb den gestrickten oder gehäkelten Schultertüchern – vornehmer: Schals – treu, nicht zu vergessen die gestrickten Pulswärmer, die *Ammedysli* oder schlicht *Eermeli*. Kragenpelz und Muff galten lange als extravagant.

Zurückhaltend war man fast durchwegs beim weiblichen Schmuck, aber Ohrringe waren schon Mädchen gestattet, weil sie «gut für die Augen» seien. Die Landfrauen besaßen ausser dem Ehering vielleicht eine oder zwei Broschen und ein einfaches Halskettchen. «Meine Mutter steckte sich am Sonntag eine Brosche mit der goldumrandeten Foto ihrer drei Söhne an» (Gm *1908). Zum Schmuck zählte auch ein *Daamenüürli* mit Kettelchen.

Bei der Nacht- und Unterkleidung änderte sich manches. Sicher auch unter dem Einfluss des Handarbeitsunterrichts in den Schulen gewöhnte man sich an Nachthemden. Hochgeschlossen und mit Rüschen und Spitzen verziert, liessen sie die Körperformen kaum erahnen. Demselben Unterricht ist auch der Sieg der voluminösen spitzenbesetzten weissen Baumwoll-Unterhosen zu verdanken. Ihre röhrenförmigen Beinstücke hiessen *Kanooneroor*. Büstenhalter kannte man auf dem Lande noch nach 1900 nicht; eine baumwollene «Untertaille», eine Art *Gstärtli*, taten den Dienst. Einen eigentlichen Umbruch in der Unterkleidung (für



Modisch gekleidete Touristinnen auf der Bölchenfluh. Postkarte um 1905. (Aus der Sammlung des Museums der Kulturen, Basel (Abt. Europa)).

Frau und Mann) brachten die Trikotagen, die fabrikmässig hergestellten Strick- und Wirkwaren. Bahnbrechend war die Gründung einer Trikotagefabrik, im Volksmund *Stricki*, durch den Gelterkinder Albert Handschin-Freivogel 1884 (Fabrik 1889 in Liestal), die sich dann zur Firma HANRO auswuchs.

Das Werktagskleid der Frauen und «Töchter» (vom Konfirmationstag an) bestand aus einem bis auf die Schuhe reichenden gedruckten Rock aus Halblein, einem Leinenhemd mit baumwollenen Ärmeln, zwei bis drei Unterröcken im Winter, einer Halbschürze: Zur Arbeit auf dem Feld gehörte der breitrandige Strohhut oder ein weisses Kopftuch (Buus HK 1972, nach G *1887). Der gedruckte Rock tat also noch immer seinen Dienst. 1896 empfahl die Liestaler «Färberei und Druckerei Bussmann»

«Blaudruck, das beste und solideste für Arbeitskleider [...] in schönen Dessins und sehr grosser Auswahl» als eigenes Fabrikat (BZ, Nr. 27). Eine 1894 geborene Sissacherin sah als Kind seine Mutter am Webstuhl sitzen: im dunkelblauen Rock mit den weissen Blümlein, den langen weissen Hemdärmeln und dem weiten Fürtuch. Einer Gelterkinderin (*1884) fiel als Kind in Ziefen auf, dass die Frauen noch allgemein Röcke mit Blaudruck trugen, zu Hause waren es einzelne ältere Frauen. Sie wurden durch einfache lange Junten in Grau oder Braun abgelöst. Auf eine «anständige» Junte legten vor allem die Wert, die auswärts, z.B. in der Stadt, zu tun hatten. «Als ich nach Basel in die Töcherschule ging, hatte ich ein hübsches bodenlanges Kleid, das ich bei schlechtem Wetter etwas *lüpfen* musste; ich bewunderte eine vornehme Mitschülerin, die ihre Junte sogar

etwas nachschleppte» (Sissach Gw *1882). Den Oberkörper deckte eine Baumwollbluse, im Winter ein *Tschoope* (Jacke). Die fast unvermeidliche Schürze schützte die Kleider vor Schmutz und Abnützung. Hausfrauen sah man fast den ganzen Tag in einer «ganzen» Schürze, oft einer Ärmelschürze, ältere blieben beim *Füürduech*, der Halbschürze. Als Morgenkostüm «*hetts der Underrock und e bouelige oder wullige <Schlutti> müese due.*»

Typisch ist vor hundert Jahren – die Beispiele stammen alle von 1896 – die zunehmende Beliebtheit der Konfektionskleidung. Die ortsansässigen Schneider bieten ihr «grosses Lager an Herrenkleiderstoffen und fertigen Knabenkleidern» an (Gelterkinden): die jüdischen Möbel- und Kleiderhändler machen Reklame für «schöne Anzüge Männer/Knaben für 25,

30, 35 Franken, ganz feine Qualität für 36 bis 45 Franken». Wachsenden Zuspruch finden die grossen Basler Kaufhäuser, so Knopf AG, später die Magazine zum Globus (ab 1908). «Unser Knecht kaufte in Basel ein gutes Sonntagskleid für 23 Franken» (Pratteln). Man kaufte auch aufgrund von Muster-Auswahlen, z.B. eines Zürcher Versandhauses (Oettinger), Herrenstoffe «bis zu hochfeinsten englischen Genres», für die Damen «Neuauswahlen in Crepons, Cheviots, Damassé, Moiré» usw.

Die treuste Kundschaft war die Fabrikbevölkerung. Arbeiter suchten sich «von der Stange» ein Sonntagskleid mit Gilet aus, die Fabrikarbeiterinnen vertauschten ihre «Arbeitsuniform», die Ärmelschürze, mit einem hübschen Sonntagsrock, auch wenn es in den Augen der höheren Klasse *numme e Fäänli* war.

Kleider-Revolution nach dem Ersten Weltkrieg

Der fast unversehens ausgebrochene Erste Weltkrieg hatte für die Lebensverhältnisse die Funktion eines Staudamms. Man suchte bei den unsicheren Zeitläuften und der wachsenden Teuerung das Bisherige zu bewahren, so auch bei der Kleidung. Halt gaben überdies die strengen Moralvorstellungen eines popularisierten Viktorianismus.

Nach 1918 öffneten sich die Schleusen; voran die junge Generation witterte Morgenluft. In der Kleidung konnte sie einem neuen freieren Lebensstil Ausdruck geben. Die Bewegung erfasste beide Geschlechter der «Jungen» (Schweizerhochdeutsch für Jugendliche!). Die Jungen waren es, die konsequent dem Maskleid den Abschied gaben; die «gesetzten» Leute folgten zögernd, auch mit

Rücksicht auf die ortsansässigen Schneider, Schneiderinnen und Weissnäherinnen. Um 1935 beschränkte sich das Maskleid auf eine zahlungskräftige Oberschicht. Ähnlich beim Schuhwerk: Die Jungen wandten sich den Fabrikaten der renommierten Schuhindustrie zu; der Schuhmacher wurde zum Schuhverkäufer oder zum Flickschuster. Die Burschen wandten sich von den braven hohen schwarzen Schuhen (mit Nägeln und *Bläggli*, Eisenplättchen) den leichten schwarzen oder braunen Halbschuhen zu, auch den Gummisohlen. Die jungen Töchter mussten bei dem raschen Wechsel der Moden die Qual der Wahl erdulden. Entschieden setzten die Jungen gegen «bürgerliche» Widerstände⁴⁷ die hutlose Mode durch.



Die Armenpflege Diegten ca. 1910. Von links: Niklaus Häfelfinger-Buser (1872–1963), Pfarrer Hermann Bay-Handschin (1871–1918), Johannes Börlin-Degen (1872–1974), Ernst Mohler-Rupp (1850–1926), Lehrer Gottlieb Kaufmann-Dettwiler 1859–1936), Lehrer Karl Meier-Mohler (1846–1916), Gemeindepräsident Edwin Eschbach-Strübin (1859–1938), Heinrich Schaub-Tschudin (1846–1925).

Die Jungmänner begrüßten mit Freude die leichten, hellfarbigen Baumwollhemden mit den angenehm weichen festgenähten Kragen und die Selbstbinder-Krawatten mit den farbenfrohen Dessins. Nach der Mitte der zwanziger Jahre tauchten die sog. Schillerkragen auf, die offen über den Jackenkragen gelegt wurden und die verhasste Krawatte überflüssig machten. Später wurde das Polohemd, das kurzärmelige Trikothemd, führend. Dem bis anhin unerlässlichen einfarbigen

«ganzen» Sonntagskleide zogen die Burschen die verschiedensten Farbkombinationen von Kittel und Hose vor. Dem Gilet und den spießigen Hosenträgern wurde mit Hohn begegnet; ein Gürtel musste um die Mitte der zwanziger Jahre die meist weite, mit einer scharfen Bügelfalte versehene Hose halten. Weil angenehm, wurden solche Novitäten allmählich von der mittleren Generation angenommen; einzig die Alten, besonders solche mit Embonpoint, konnten



Fünf junge Liestaler Turnerinnen in Pumphosen, 1919.

sich nicht in die gilet- und hosenträgerlose Zeit schicken. Ebenso wenig wollten die Jungen mehr von den schweren «bürgerlichen» Überziehern etwas wissen; sie kauften sich Konfektions-Mäntel, auch Regenmäntel. Stärksten Unwillen erregten sie, wenn sie sich für die verrückte amerikanische «Negermusik» begeisterten und in den nach unten übermässig erweiterten Charlestone-Hosen und den spitzen Shimmy-Schlappen tanzen gingen (1929 Ormalingen, Fastnachtzettel).

Die jungen Fräulein (wie sie damals selbstverständlich hiessen) fühlten den Drang nach der Befreiung von einengenden Traditionen womöglich noch stärker als die jungen Männer. Sie befreiten sich – buchstäblich und bildlich – von dem Korsett der Konvention. Das sichtbarste

Zeichen der Emanzipation von den viktorianischen Zwängen war bald nach 1918 der knapp unter die Knie reichende Jupe anstelle der langen Junten – Ärgernis für die bestandenen Frauen, offensichtliches Vergnügen für die Männerwelt.

Dasselbe Echo weckten die halsfreien Blusen mit ihrem oft ziemlich gewagten Ausschnitt. Zum nunmehr sichtbar gewordenen Bein gehörte der seidene, halbseidene oder wenigstens kunstseidene Strumpf. Dagegen kam auch der derbste Fastnachtsspott nicht auf: «*Au d'Strümpf sy hütte nümm so dick, / vo Wulle gar käi Spuur, / und mängere gseet me bi däm Flor / die schwarze Chnüü derduur*» (Ormalingen). Nach 1925 wagten sich die jungen Mädchen sogar nacktbeinig zu zeigen.

Noch weiter gingen sie beim «Badeanzug». Ihre Mütter waren gewohnt, in einer «Badanstalt» (Liestal, öffentlich, seit 1881), vom männlichen Geschlecht strengstens getrennt, sich den Freuden des Badens hinzugeben, und dies in wirklichen Anzügen mit über die Knie reichenden bauschigen Hosen und ebenso bauschigen, den Oberkörper züchtig verhüllenden Jacken sowie unförmigen Badehauben. Jetzt begann der Siegeszug des hautengen Badetrikots, das bald mehr ent- als verhüllte. Und das ausgerechnet in den aufkommenden «gemischten» Schwimmbädern (zuerst Sissach 1931/32, Liestal 1933), wo man aus Konkurrenzgründen bereits 1931 «nach Überwinden einiger Widerstände in der alten Badanstalt, dem *Baadhüüsli*, für bestimmte Zeiten das Familienbad eingerichtet hatte» (Liestal HK 1970).

Zeittypisch ist das Aufkommen von kaum mehr geschlechtsspezifischen Kleidungsstücken, vor allem solchen mit sportlichem Anstrich. Zu nennen ist die imprägnierte Windjacke, die den altmodischen Regenschirm weitgehend überflüssig machte, dann der Pullover aus Wolle oder Baumwolle. Der Verfasser sah 1927 als Schüler erstmals einen Kameraden aus der Oberschicht das auffällige Objekt tragen. Als *Pulli* erfreute es sich bei beiden Geschlechtern bald allgemeiner Beliebtheit, da es auch dem Gestaltungsdrang leidenschaftlicher Strickerinnen entgegenkam. Auch das leichte Polohemd war bald kein ausgesprochen männliches Kleidungsstück mehr. Vom Sportplatz weg verbreitete sich der Trainingsanzug, kurz *Drèèner* genannt. Die einzige Kopfbedeckung, die bei den Jungen Gnade fand, war das *Franzoosechäppli* (das Béret, die Basenmütze). Der Verfasser sah es erstmals bewusst 1928 (Liestal).

Zwei Neu-Erscheinungen gaben Anlass zu leidenschaftlichen Grundsatzdiskussionen, weil sie nach der Auffassung Erwachsener der Ausdruck einer falschen Emanzipation der Frau, nämlich ihrer Vermännlichung, seien: der sog. Bublikopf und die Hosentracht. Der Bublikopf, der das Weib zum Bubi machte – der Verfasser sah 1923 in Liestal eine etwas exzentrische junge Dame aus dem Handwerkermilieu in der auffälligen Aufmachung, die böswilligerweise *Butzfäädegrind* gescholten wurde. Am schärfsten reagierten die Frauen selbst. Möglichst lange Haare, von jungen Mädchen zu Zöpfen geflochten, von den Frauen als *Büürzi*, *Riibel* aufgesteckt, galten ja für «des Weibes schönsten Schmuck», wurden meist auch sorgfältig gepflegt, frisiert und für «Anlässe» mit der Brennschere malträtirt. Sich dieser Zierde selbst zu berauben schien barbarisch, den Jungen dagegen kamen *Riibel*, *Büürzi* lächerlich vor. Die Schnitzelbänkler von 1929 schwankten: «*Die Riibel und die Ratteschwänz / die düen äim nümme gfalle, / doch mit däm glatte Heereschnitt / macht mängi e dummi Falle.*»

Wie sehr nach dem Ersten Weltkrieg das Gefühl für das «Schickliche» ins Wanken geriet, zeigt die «Geschichte» der weiblichen Hosentracht. Die Ablehnung konnte biblisch begründet werden: «Ein Weib soll nicht Mannsgewand tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider antun; denn wer solches tut, der ist dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel» (5. Mose 22,5).

Die ersten Verbote stammen aus der sog. Vorkriegszeit, und zwar wiederum aus dem Bereich des Sports. Um 1910 tauchten in den Jurabergen Ausflüglerinnen von Basel in Hosenröcken auf. «Das ungewohnte Habit verursachte bei den Leuten einiges Aufsehen und Kopfschüt-



Eine Primarschulklasse in Binningen, um 1935. (Original im Museum der Kulturen, Basel (Abt. Europa), Inv. VI 66293).

keln. [...] Modetorheit!» (BZ 1911, 31. Mai). Eher begriff man die jungen Velofahrerinnen, die statt der hochflatternden Röcke lieber die immerhin dezenteren Rockhosen oder Hosenröcke trugen.

Entscheidend wurde dann ein anderer Sport, «das nordische Skifahren» (Gelterkinden O 1907). 1891 verkaufte der Stammvater der Kost Sport AG, Basel, für 27 Franken das erste Paar Ski und machte dann Reklame für «norwegische Schneeschuhe»⁴⁸. 1899 kamen jeden Sonntag Skifahrer aus Basel auf die Waldweide, und die Waldenburger Buben begannen sie mit sog. *Fassduuge* nachzuahmen – «kein altes Fass war mehr sicher vor uns» (BZ 1973, Nr. 45). Schon 1905 fand in Arlesheim ein

«Skirennen d.h. Vergnügen mit Schuh-schlitten [!]» statt; die Renner waren grösstenteils Basler (Arlesheim O 1905). Zentrum des «neuen Sports» wurde bald der Kurort Langenbruck, nachdem dort bereits im Winter 1892/93 Dr. med. Alfred Christ Skier heraufgebracht hatte⁴⁹. Ganze Scharen wurden aus den Niederungen angelockt (O 1905), besonders zu den Skirennen.

Zunächst gab es keine spezielle Ski-Kleidung. Über die röketragenden jungen Damen und ihr Sporttenue scherzt die BZ (Januar 1914): «Jetzt reisen sie nach Langenbruck / Im weissen Wollenmummel-schmuck / Und langen, langen Brettern. / Mit Schritten wie Artillerie / Und Wadenbinden bis ans Knie / Tun sie ins

Bähnlein klettern.» Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich als Sportdress für Männer die dicktuchene dunkelblaue Skijacke / Skihose durch; bei den Frauen war er noch umstritten. Als in den zwanziger Jahren eine fortschrittliche Frenkendorfer Pfarrerstochter – sie hatte auch die Haare kurz schneiden lassen – in Skihosen «startete», rief ihre Mutter: «*Soo kaasch mer nit zuem Huus uus!*» (Nach Dr. Martin Sandreuter). Landmädchen konnten sich den Luxus gar nicht leisten. «Ich fuhr auf Fassdauben mit aufgenagelten Schuhen. Wir hatten Röcke bis auf die Schuhe hinunter» (Rünenberg Gw *1900). Weil sich aber die Hosen überhaupt als winterliche Kleidung, z.B. beim Velofahren, gut eigneten und zudem den Frauen von den Ärzten als gesünder empfohlen wurden, akzeptierte man sie schliesslich. (Immerhin verbot der Pfarrer von Ormalingen noch 1939 einem Mädchen, in Skihosen zum Konfirmandenunterricht zu erscheinen.)

Zwischenspiel: die Trachtenbewegung

Solche weitgehend internationale Strömungen mussten der Gegenbewegung rufen, unter anderem dem Versuch einer Renaissance der Landestrachten. Wie der Aufstand der Jugendlichen ist auch die Trachtenbewegung weit mehr als eine Kostümfrage. Wie wir gesehen haben, war die Tracht zum Kuriosum geworden oder überhaupt verschwunden. «Die letzte Dorftracht in Pratteln trug ein in den 1890er Jahren verstorbenes altes Weiblein. Sie schnitt die Haare kurz und band eine Begine darüber. Das war noch alles» (O 1904).

Oder sie degenerierte bis zum Fastnachtskostüm. «Man gab die Tracht meiner Grossmutter eine Zeitlang für die

Der nächste Schritt geschah in der intimen Sphäre des trauten Heims. Langsam hatte sich nach 1900 für Männer als «Schlafanzug» das Pyjama neben dem uneleganten Nachthemd seinen Platz erkämpft. In den zwanziger Jahren folgten modebewusste Damen – nicht zur eitlen Freude des anderen Geschlechts. Sogar als Hauskleid wurde es propagiert⁵⁰. Der waghalsige Sprung in die Öffentlichkeit wurde hierzulande um 1940 getan, wie ein Gegner sich entrüstet: Alle Importe aus Frankreich und den Überseeländern, begonnen mit der «Gesichtsbemalung», werden neuestens «in den Schatten gestellt durch den Übergang zur Männerkleidung. [...] Gibt es etwas Hässlicheres, Unweiblicheres, als eine lebende Puppe in weiten Hosen auf der Strasse zu sehen»⁵¹. Der volle Durchbruch verzögerte sich durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Fastnacht, dann nahm sie die Tante nach Basel – man könne sie dort besser für «Anlässe» brauchen» (Gelterkinden Gw *1879. Ja, die Anlässe: «Ich hatte als Zwanzigjährige an einer Hochzeit eine schöne entlehene Tracht, aber nur zum Auftreten mit einem Glückwunschgedicht für die Braut» (Zunzen Gw *1871). Dazu die Anlässe mit kommerziellem Einschlag: Komiteemitglieder der kantonalen Gewerbeausstellung 1891, Liestal, wünschten, die Kellnerinnen sollten, «um dem Ganzen einen spezifisch baselbieterischen Anstrich zu geben, in der alten Baselbietertracht servieren». Schliesslich mussten solche, etwas modernisiert, aus dem Bad Schauenburg entliehen werden (BZ 1951, Nr. 75).



Baselbieter Trachtenfrauen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. (Repro aus der 36teiligen Farblithoserie, 1898 hgg. von Julie Heierli zur Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich).

Aber schon ging man über zur Schau von Schweizertrachten in ihrer Vielfalt. 1897 führte der Töchterchor «Alpenrösli» Liestal die Helvetia mit ihren 25 Töchtern «als malerische Gruppe von sämtlichen Trachten der Schweiz» vor – am Fastnachtsumzug.

Dieses letzte Beispiel ist der volkstümliche Abklatsch einer für die Trachtenfrage entscheidenden «Bewegung». Gegen Ende des Jahrhunderts begannen Kreise aus der geistigen Oberschicht der Schweiz einen Versuch, im Strome des naiven Fortschritts die Eigenart des Landes und seiner Kultur zu retten. Die schweizerische Trachtenbewegung ist auf diesem Boden gewachsen. Bahnbrechend war die 1905 gegründete Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz; aus ihrem Schoss ist u.a. die Schweizerische Trachtenvereinigung (1926) hervorgegangen, «der, stellvertretend für ihn, die Pflege der Volkstrachten, des Volksliedes, der Volksmusik, des Volkstanzes, der Sitten und Bräuche obliegt»⁵². Die Anfänge reichen ins 19. Jahrhundert zurück⁵³. An der Jubiläumsfeier von 1891 in Schwyz nahm eine Gruppe mit «Nationaltrachten der 22 Kantone», darunter auch ein Baselbieter Paar, teil. Ein eigentliches Schweizertrachtenfest organisierte 1896 der vornehme «Lesezirkel Hottingen» Zürich, um nicht nur «für die Schönheiten der Tracht», sondern auch «für die regionalen Sitten und Gebräuche zu werben». (Diese wurden vorgeführt.) Ähnlich war das Programm bei der Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums (1898). Bereits in die erste Nachkriegszeit mit ihrer oben skizzierten Kleider-Revolution fällt als Kontrapunkt das 1. gesamtschweizerische Trachtenfest, Bern 1925. Es gab den Anstoss zur Gründung der schweizerischen Trachtenvereinigung (1926).

Nicht vergessen werden dürfen die Vorbehalte und Mahnungen bedeutender Volkskundeforscher. Eduard Hoffmann-Krayer, «der Vater der schweizerischen Volkskunde», warnte schon 1926 vor dem, was man später «Schaubrauch» und «Folklorismus» nannte. «Zur Wiederbelebung heimischen Volkstums werden Trachtenfeste veranstaltet, bei historischen Umzügen müssen neben den üblichen Landsknechten [eigentlich: Alten Schweizern] unbedingt Trachten figurieren, bei Landesausstellungen und Nationalfesten ist weibliche Bedienung in Tracht unerlässlich [...]», und 1931 ist ihm das Zeitungsgeschreibe von den «schmucken» Trachten innerlichst zuwider». Neue Stadttrachten? «Was bei Damen noch graziös erscheint, ist bei Männern pure Maskerade.»⁵⁴ Ähnlich äusserte sich später Richard Weiss: über die Gefahr der Maskerade, andererseits eines zur Erstarrung neigenden Dogmatismus⁵⁵.

Wie dem auch sei, das Berner Trachtenfest ermutigte auch zur Gründung einer ersten Trachtengruppe im Baselbiet, der von Sissach (1926)⁵⁶. Schon zum Bannumgang von 1918 (diesem Männerfest) hatten drei Männer, Hans und Jakob Horand und Adolf Müller, einige *Trachtenjumpfern* zum Empfang der heimkehrenden Banntägler bewogen; für das Berner Fest hatten sie mit viel Mühe eine Gruppe von 37 Frauen und 25 Männern in alten Originaltrachten zusammengestellt. Als 1932 zum Jubiläumsfest des Kantons der Regierungsrat Liestaler Bürgerstöchter zu Ehrendamen in Tracht bestimmt hatte, entstand anschliessend die Trachtengruppe Liestal⁵⁷. Die führenden Köpfe aus Sissach wirkten mit Herz und Verstand und sorgten für eine solide theoretische und praktische Grundlage. Eine Broschüre umschrieb, was in Zu-



Sissacher Trachtenfrauen am Banntag 1919.

kunft als Baselbietertracht (vor allem für Frauen) zu gelten habe: «Die Baselbietertracht. Kurze Beschreibung und Anleitung für deren Neuanfertigung», Liestal 1932 (im folgenden abgekürzt: Baselbietertracht).

Die neue Festtagstracht wurde soweit möglich der alten (mit *Jippe* und *Begynli*) nachgebildet, die neuerarbeitete Werktags- und also Arbeitstracht lehnte sich an überlieferte einfache Formen an (ärmelloser Gestaltrock aus Blaudruckstoffen, weisse Hemdbluse, längsgestreifte Schürze, breitrandiger Strohhut) (Baselbietertracht 16 ff.). Beifall fand auch die neugeschaffene rostrote oder grüne wollene Winter- oder auch Sonntagstracht, schon weil sie weniger teuer was als die kostbare Festtracht.

Die auf das Jahr 1940 zurückgehende

Männertracht behielt für den Werktag das überlieferte *Blauhemml* bei; die schwarze Sonntagstracht besteht aus Kittel (nicht Frack), langer Hose und rotem Gilet. Über die blosser Kleidung hinaus gingen moralische Ansprüche. Die Trachtenträgerin «muss sich zu einfachen Sitten, zu Landesart und Brauch bekennen» (Baselbietertracht 4).

Eine eigentliche Trachtenbegeisterung weckte die Schweizerische Landesausstellung Zürich 1939, die angesichts der drohenden Weltlage im Zeichen der «geistigen Landesverteidigung» stand. Weit über die Trachtengruppe hinaus begannen Frauen namentlich die kleidsame Werktagstracht zu tragen, und in den Schulen fertigten die Mädchen ihre *Drächtli* an.

Dennoch konnte die Trachtenbewegung

nicht zu einer wirklichen allgemeinen Volksbewegung werden. Für Bretzwil wird nüchtern festgestellt: «Die *Landi* 1939 gab den Anstoss zum vermehrten Tragen von Trachten. Wie andernorts hielt sich die Sitte während anderthalb bis zwei Jahrzehnten» (HK 1980). Die Verantwortlichen wussten das im voraus: «Sich für die Wiedereinführung oder gar Modernisierung der Baselbietertracht zu grossen Hoffnungen hingeben zu wollen,

wäre verfehlt», und: «Von einem allgemeinen Tragen der «historischen» Tracht breitester, aller Stände umfassender Volkskreise [...] kann keine Rede mehr sein» (Baselbietertracht 4). Geblieben und ihrem Auftrag treu geblieben sind die Trachtengruppen, die in ihren Kreisen Landstracht und Landesbrauch liebevoll pflegen, während die Masse des Volks andere Wege gegangen ist.



Baselbieter Trachtenfrau. Farbige Zeichnung von Wilhelm Balmer für eine Postkartenserie der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, 1925.

Ausblick

Wie der Erste, so wirkte auch der Zweite Weltkrieg als Barriere. Trotz den Neuerungen in der Zwischenkriegszeit gibt Richard Weiss noch folgendes Gesamturteil ab: «Man wird im grossen und ganzen finden, [...] dass doch der ganzen Schweiz eine germanisch-romanische Mischung von Eleganz und praktischer Gediegenheit, von schönem Schein und zweckmässiger Dauerhaftigkeit eigen sei.»⁵⁸

Er musste zwei grundlegende Veränderungen noch nicht einbeziehen: beim Grundstoff, den Textilien, das unaufhaltsame Vordringen der Chemiefasern, bei der Kleidertracht den Sieg des Internationalismus, zuvorderst des American way of life.

Die neuen Textilien waren zwar grossenteils schon vor dem Krieg erfunden worden, meist in den USA. Aber ihre weltweite Verbreitung war durch ihn verhindert worden. Als Mangelware hatten die Schweizer Stoffe mit der Beimischung von Zellstoff allerdings während des «Völkerringens» kennengelernt, und die Soldaten hatten über ihre steifen *haagebuechige Hoose* gewitzelt. Die Herstellung der in den USA erfundenen Nylon-Fäden konnte man an der Landesausstellung von 1939 bestaunen, aber erst nach 1945 erlebte der Nylon-Strumpf seine Triumphe. Er wurde dann durch die bequeme Strumpfhose fast verdrängt. Die Polyesterfaser Terylene (Trevira) hatte 1940 ein Engländer erfunden; sie wurde nach Kriegsende bald in der weiten Welt bekannt. Für gewöhnlich mischte man die synthetischen Fasern mit Baumwolle; dadurch kam diese zu ungeahnten Ehren: «reine Baumwolle» wurde ein Kennzeichen für hervorragende Qualität, zu

schweigen von «Reinleinen», «reiner Seide».

Schon 1945 setzte der Trend zu amerikanischer Kleidung ein – als in ihren Jeeps die USA-Urlauber aus dem besetzten Deutschland erschienen, Kaugummi und Coca Cola konsumierten und mit ihren khakifarbenen Uniformblusen Furore machten. Auch die über die Hosen fallenden Hemden reizten zur Nachahmung.

Zur gleichen Zeit machte die Angleichung der Männer- und der Frauenkleidung sprunghafte Fortschritte. Der früher rein sportliche Trainingsanzug wurde als *Drèner* (Trainer) zum beliebten Haus- und Freizeitdress. Ohne *Pulli* (Pullover) – manchmal mit Manchesterhosen kombiniert – kam man im Alltag kaum mehr aus; die Jungen zogen ihn auch zu festlichen Anlässen (Konzerte, Theater, auch Kirchgang) an.

Die «Befreiung der Frau» machte mindestens in Fragen der Kleidung ungeahnte Sprünge. Der Widerstand gegen die Ausgehose wurde gebrochen. Der Verfasser sah sie in seiner Landgemeinde erstmals 1945, getragen von der Frau eines zugezogenen Textilfachmanns, einem als *üüberex* (exzentrisch) geltenden jungen Mädchen, den welschen «Töchtern» des Töchterpensionats. Nach wenigen Jahren fielen sie mindestens bei jüngeren Frauen kaum mehr auf. Als Signet einer Entfesselung weiblicher Sexualität sei der in Paris kreierte Bikini-Badeanzug genannt; eine junge Genferin erregte im Sissacher Schwimmbad damit einiges Aufsehen (1945). Überhaupt ging der Verbrauch an Textilien merklich zurück. Die junge Generation bevorzugte als Damenhörschen knappe Slips, für die Nacht die Baby-Dolls, sodann die immer kürzer



Liestaler Schülerinnen und Schüler 1969. Tuschzeichnung von Ernst Probst. (Repro aus Heimatkunde Liestal. Liestal 1970, S. 365).

werdenden Minijupes, auch die Hot-pants.

Schliesslich brachte die Protestbewegung der Jugend von 1968 wieder einmal eine politische Kleidung hervor. Die amerikanischen Blue Jeans (besonders enge *Röörlihoose*) samt Jacke, dazu die *lässigen* T-Shirts, bedruckt mit dem Namen amerikanischer Universitäten, wurden eine Art Gegen-Uniform. Nicht zu vergessen der ebenso politische *Rollkragenpulli* und die der Baskenmütze ähnliche Mütze von Che Guevara, dem vom Jungvolk bewunderten kubanischen Revolutionsidol.

Mit ihm wollen wir unseren Ausblick abschliessen; die Leserinnen und Leser mögen den Faden in die Gegenwart weiterspinnen ...

Anmerkungen

- 1 Othenin-Girard, Spätmittelalter 283f.
- 2 Vor allem HK 1863; Leuthardt (*1861, Arlesheim), Hanf und Flachs; Martin (*1807, Pratteln), Erinnerungen (bezeichnet Pratteln 1); SchwId (ab 1881): Seiler (*1848), Mundart; Sütterlin (*1826), Birseck; Tschudin (*1852, Pratteln) Erinnerungen (bezeichnet Pratteln 2). – Vollständige Titel im Abkürzungsverzeichnis.
- 3 Wichtigste Gewährspersonen (blosser Ortsname im Text weist auf diese!). Oltingen: Christian Gerber, *1871, Hof Rumpel; Maisprach: Frau Graf-Fricker, *1864, Landwirts; Ziefen: Verena Schweizer, *1865, Posamenterin; Zunzgen 1: Anna Kern-Scholer, *1871, Landwirts, dann Lehrersfrau in Sissach; Zunzgen 2: Frau Tschopp-Grieder, *1873, Landwirts, Posamenterin.
- 4 Diese Bezeichnungen auch bei Seiler 116 und 204.
- 5 SchwId 4, 1402f.; Seiler 47.
- 6 Mundartl. für Hanf und Flachs, besonders, wenn sie geerntet sind (Seiler 310).
- 7 Pratteln 2, ebenso das Folgende.

- 8 Seiler 241; Leuthardt; siehe auch SchwId 6, 1410f.
- 9 Maisprach; Leuthardt; Seiler 234; SchwId 6, 1639.
- 10 Bei Seiler beide Ausdrücke s.v. bräche.
- 11 SchwId 5, 247: Bluwel, Blüwel, Blöiel u.ä.
- 12 SchwId 5, 249f.
- 13 Othenin-Girard, Spätmittelalter 365 (Buus); 367, Anm. 861 (Oltingen); 363 (Niederdorf). Zahlreiche weitere Beispiele.
- 14 SchwId 6, 66f.
- 15 SchwId 5, 250.
- 16 Suter, Landschaftskunde 187: Gelterkinder, Läuferfingen, Rothenfluh, Sissach, Tecknau, Zeglingen.
- 17 Strübin W., Bäckerhandwerk 12. – *Mahlhuffen*: nach SchwId 2, 1047 Mahlgang.
- 18 Ausführlich: SchwId 6, 65–67.
- 19 Seiler 65: *Chuder*, wie *Zöckli*, die nach dem Hecheln sich ergebende geringere Sorte Hanf.
- 20 Strübin, Grossmutter 25.
- 21 *Wälderreedli*: Spinnrad aus dem Schwarzwald, vielleicht in Basel gekauft.
- 22 GLB 2, 39 (L. Freivogel).
- 23 *Äschedüecher*: vgl. SchwId 1, 566 s.v. *Äscher*: grobes Stück Zwilch, das beim *Buuche* über die Wäsche in der *Bütte* gespannt und mit Asche belegt wurde, die mit aufgegossenem heissem Wasser zur Lauge wurde. Siehe auch Seiler 17; SDS 7, 88.
- 24 Über das Seilen ausführlich: Theo Gubser, Die bäuerliche Seilerei, Reihe «Sterbendes Handwerk», Heft 6 (1965).
- 25 GLB 2, 40.
- 26 Gustav Müller, Von der Schäferei. BHbl Bd. 5, 255.
- 27 Rippas, HK Ziefen 30f.
- 28 Rudolf Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich 1965, 12.
- 29 Allschwil HK 1981, 268.
- 30 Dies und das Folgende nach: «150 Jahre Tuchfabrik Spinnler u. Co. AG» (BZ 19. Aug. 1961).
- 31 Zur Frage der «Kleidung für die Nacht»: Eder Matt, 37ff. – Reigoldswil HK 1987: Man hatte noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Nachthemden.
- 32 Birmann, Schriften 19 und 40.
- 33 Julie Heierli, Die Volkstrachten der Schweiz Zürich 1922–1932. 5 Bände (BL in Bd. 5).
- 33^a Arme: StAB. KiArch A 24, 1791 Memorandum v. Pfr. Bleienstein, Läuferfingen: «Von der überhandnehmenden Armuth im Lande».
- 34 Handschrift im Besitz von Thomas Graf-Strübin, Maisprach. – Martin Graf, Landwirt, war bis 1798 Untervogt.
- 35 Horand-Buess, Baselbietertracht 8–16.
- 35^a Siehe Paul Suter, Ein altes Hochzeitsbild aus Wintersingen. BHbl Bd. 8, 5ff.
- 36 Schneider, Lebensleid 105: Der Autor, *1828, lernt Kappenmacher, «da in jener Zeit auf dem Lande, ausgenommen bei festlichen Anlässen, nur Kappen – Mützen mit Schild – getragen wurden.»
- 37 Gingang nach SchwId 2, 363: kleingewürfeltes Baumwollgewebe, Indienne, nach der Stadt Guingamp benannt.
- 38 Aus SchwId zusammengestellt in HK (1863), gedr. 1986, 41: Talma: Überwurf, der den Oberkörper deckte, ohne oder mit weiten Ärmeln; Kasawaika: Frauenjacke; Knüpfjerli: kleines Halstuch, das gerade noch geknüpft werden kann; Chemisette: kleines weisses Vorhemd mit kleinem Kragen.
- 39 SchwId 6, 825.
- 40 Ursula Brunold-Bigler, Die religiösen Volkskalendarer im 19. Jahrhundert. Basel 1982, 56.
- 41 «Volksbote» 1858, 45.
- 42 Ernst Spinnler, 100 Jahre Männerchor Gelterkinder, 1835–1935, 8.
- 43 Dettwiler, Albe und Jetz 176.
- 44 Wie Anm. 43, 178.
- 45 SchwId 6, 835.
- 46 Klaus, Dokumente 3, 281: Die schweizerische Fabrikstatistik weist 1895 für BL «74 Fabriketablissemante» aus, im Textilsektor 8 Baumwollspinnereien, 4 Seidenspinnereien, 3 Seidenwindereien, 1 Seidenzwirnerei, 1 Seidenstoffweberei, 7 Seidenbandfabriken, 2 Tuchfabriken, 2 Strickereien. – Siehe auch 2, 218 (Jahr 1860). – Beispiele aus Frei-Heitz: Neue Welt 18–20; Floretspinnerei Ringwald, Niederschönthal, 88–91; Hanro of Switzerland, Liestal, 96–99; Seidenbandfabrik «Untere Fabrik», Sissach, 110–113; Seidenbandfabrik Gelbe Fabrik, Gelterkinder, 126–129; Bandweberei Senn AG, Ziefen, 144–147.
- 47 Noch 1946 stellt Richard Weiss (Volkskunde 148) für bäuerliche Gegenden des Mittellandes fest «man finde die gänzlich hutlose Mode der Jungen unanständig und «kommunistisch».
- 48 Nach BZ 1966, Nr. 78.; Reklame: Nationalzeitung 1893, 1. Februar.

- 49 Langenbruck wird Winterkurort: Beatrice Schumacher, «Auf Luft gebaut». Liestal 1992, 147ff.; Christ: 149f.
- 50 Eder Matt, 38f.
- 51 Periodikum «Der Staatsbürger» 24 (1940), 135f.
- 52 Nach «Heimatschutz», Heft «Talerverkauf», 1980, 4 und 9f.
- 53 Dies und z.T. das Folgende nach Dominik Wunderlin, Chluri und Chirsi – ein Beitrag zur Selbstdarstellung des Baselbietes. BHB 18 (1991), 41ff.
- 54 Für 1926 vgl. Kl. Schriften 213; für 1931; Hans Trümpy, Aus Eduard Hoffmann-Krayers Briefwechsel. SAVk 60 (1964), 131f.
- 55 Weiss, Volkskunde 154 und 151.
- 56 Rudolf Senn, 60 Jahre Trachtengruppe Sissach und Umgebung 1926–1986, vor allem 4–6.
- 57 «Fünzig Jahre Trachtengruppe Liestal 1932–1982».
- 58 Weiss, Volkskunde 149.

Literaturverzeichnis mit Abkürzungen

BHbl	Baselbieter Heimatblätter. Liestal 1936f.
Birmann, Schriften	Martin Birmann, Gesammelte Schriften, Bd. 1. Basel 1894.
Breitenstein 1860	B.T. Jonas (= Jonas Breitenstein), Erzählungen und Bilder aus dem Baselbiet. Basel 1860.
Breitenstein 1863	Der Her Ehrli. Basel 1863.
Breitenstein 1864	«S Vreneli us der Bluemmatt. Basel 1864.
BZ	Basellandschaftliche Zeitung. Liestal
Dettwiler, Albe und Jetz	J. Dettwiler, Gedicht in: «Gottwillche», hg. v. G. A. Seiler. Liestal 1879, 175–178.
Eder Matt	Katharina Eder Matt, wie sie sich betten, eine Ausstellung zur Kultur des Schlafens. Basel 1994 (Schweizerisches Museum für Volkskunde 1994/95).
Frei-Heiz	Brigitte Frei-Heitz, Industriearchäologischer Führer Baselland, hg. v. Baselbieter Heimatschutz. Basel 1995.
GLB	Gauss, Freivogel, Gass, Weber, Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, 2. Band. Liestal 1932.
Gm	Gewährsperson, männlich.
Gw	Gewährsperson, weiblich.
HK 1863ff.	Heimatkunde von Baselland, 6 Manuskriptbände im StABL, 1863ff. Berücksichtigt 63 Gemeinden, einige auch gedruckt.
HK (20. Jahrhundert)	Baselbieter Heimatkunden. Bis 1996 40 Ortsmonographien, gedruckt.
Hoffmann-Krayer, Kl. Schriften	Eduard Hoffmann-Krayer, Kleine Schriften zur Volkskunde, hg. v. Paul Geiger. Basel 1946.
Horand-Buess, Baselbietertracht	Horand A. und J., Die Baselbietertracht. Hg. Trachtenvereinigung Baselland. Liestal 1932.
Kettiger 1857	Johannes Kettiger, Landwirtschaftliche Zustände in Basel-Land. Liestal 1857.
Klaus, Dokumente	Fritz Klaus, Basel-Landschaft in historischen Dokumenten, Bd. 2 und 3. Liestal 1983/85.
Leuthardt	Franz Leuthardt. Aus der heimischen Pflanzenwelt. Hanf und Flachs, zwei fast verschollene Kulturpflanzen aus dem Baselbiet. In: Über das Naheliegende, usw. Berichte aus der Arbeit des Amtes für Museen und Archäologie, usw. Heft 002, Liestal 1984, 59f.
Othenin-Girard Spätmittelalter	Mireille Othenin-Girard, Ländliche Lebensweise und Lebensformen im Spätmittelalter. Liestal 1994.

- Pratteln 1 Johannes Martin-Heggendorn (1807–1890), Erinnerungen, abgedr. bei Ernst Zeugin, Aus frühern Zeiten. Pratteln 1974, 23–56.
- Pratteln 2 Johann Tschudin-Schneider (1852–1942), bei Zeugin, wie oben, 57–90.
- Rippas HK Johannes Rippas, geb. 1805 von Ziefen, 1830–1863 Lehrer Titterten. ‘Kleine Heimatkunde’. StABL handschr., ohne Jahr.
- SAVk Schweizerisches Archiv für Volkskunde.
- Schneider, Lebensleid Carl Schneider, Lebensleid und Lebensfreud, usw. 2. Auflage, Sissach 1933.
- SchwId Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1881ff.
- SDS Sprachatlas der deutschen Schweiz, hg. v. Rudolf Hotzenköcherle und andern. Bern 1962ff.
- Seiler Gustav Adolf Seiler, Die Basler Mundart. Basel 1879.
- StABL Staatsarchiv Basel-Landschaft, Liestal.
- StABS Staatsarchiv Basel-Stadt.
- Strübin, Grossmutter Eduard Strübin, Grossmutter schreibt ins Welschland. Erinnerungen einer alten Oberbaselbieterin. In: Schweizer Volkskunde 84 (1994), 22–28.
- Strübin W., Bäckerhandwerk Werner Strübin-Bentz, Vom Liestaler Bäcker-, Zuckerbäcker- und Müllerhandwerk. Liestal 1977.
- Suter, Landschaftskunde Paul Suter, Beiträge zur Landschaftskunde des Ergolzgebietes. 2. Aufl. Liestal 1971.
- Sütterlin, Birseck Georg Sütterlin, Gebräuche im Birseck. SAVk 3 (1899), 225–238; 330–338.
- Weiss, Volkskunde Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz. Grundriss. Erlenbach-Zürich 1946 (2. Aufl. 1978).
- Zunzgen 1 Gewährsperson Anna Kern-Scholer, geb. 1871 in Zunzgen, Landwirts, dann Lehrersfrau in Sissach (mündl.).
- Zunzgen 2 Gewährsperson Frau Tschopp-Grieder, geb. 1873, Landwirts, Posamenterin (mündl.; von Zunzgen, in Gelterkinden).